

Rückert Studien

Band VI

Jahrbuch der Rückert-Gesellschaft e.V.
1991/92

Herausgegeben

von

Hartmut Bobzin, Wolfdietrich Fischer, Max-Rainer Uhrig

In Kommission bei Ergon-Verlag
Würzburg 1992

Friedrich Rückert und das Judentum

von

Max-Rainer Uhrig, Zell

Rückert-Verehrer kennen sie, aber verschweigen sie schamhaft – ich meine, aus falscher Scham –, Rückert-Verächter kennen sie auch – und reißen sie gelegentlich polemisierend aus dem Zusammenhang –, ich meine jene Verse, in denen Rückert ein negatives, stereotypes, zumindest liebloses Bild des deutschen Judentums vermittelt.¹ Dies geschah allerdings lange vor jenem Ereignis, das als Inbegriff des Inhumanen mit dem Namen „Auschwitz“ in die deutsche Geschichte eingegangen ist. Daß das Inhumane eine große Zukunft besaß², wer wüßte es heute nicht, der – ins 19. Jahrhundert zurückschauend – das Aufkeimen und Wachsen eines verhängnisvollen Antisemitismus mitverfolgt. Jedoch – Rückert durfte lange vor Auschwitz schreiben, in der Scheinidylle des Biedermeiers, zumal, teilhaftig der Gnade der frühen Geburt, um ein geläufiges Kanzler-Wort zu variieren.

Im Folgenden möchte ich aufzeigen, daß es uns nicht gut ansteht, den Stab zu brechen über den poetischen Repräsentanten einer Epoche, die widersprüchliche Elemente in sich vereinte. Denn in der Restaurationszeit, im Biedermeier wie im Vormärz, treffen wir ebenso auf hartnäckige Rudimente des Feudalismus wie auch auf die ersten kräftigen Impulse kapitalistischer Entwicklung, dementsprechend auch auf rückwärts- wie vorwärtsgewandte Positionen und Tendenzen in Gesellschaft, Politik und Kultur. Ausgewogene Verfassungsdokumente als Ausdruck eines frühliberalen konstitutionellen Denkens und als Hebel zur bürgerlichen Emanzipation der Juden von oben³ finden sich in dieser Epoche neben antisemitischen Pamphleten aus der Feder germanisierender, den Burschenschaften nahestehender Professoren.⁴

¹ Mit Rückerts Verhältnis zum Judentum hat sich die Rückert-Forschung bisher nur am Rande befaßt (vgl. Helmut Prang, *Friedrich Rückert. Geist und Form der Sprache*, Schweinfurt 1963, S. 292). In der Judaistik und in der Antisemitismus-Literatur fand und findet Rückert noch weniger Beachtung (siehe neuerdings Hans Otto Horch/Horst Denkler (Hrsg.), *Conditio Judaica. Judentum, Antisemitismus und deutschsprachige Literatur vom 18. Jahrhundert bis zum Ersten Weltkrieg. Erster Teil*, Bad Homburg v. d. H. 1988).

² Nach einem Ausspruch von Paul Valéry (vgl. Theodor W. Adorno, *Noten zur Literatur*, in: Ders., *Gesammelte Schriften*, Bd. 2, Frankfurt a. M. 1974, S. 597).

³ Siehe Manfred Treml, Von der „Judenmission“ zur „Bürgerlichen Verbesserung“. Zur Vorgeschichte und Frühphase der Judenemanzipation in Bayern, in: Ders. (Hrsg.), *Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Aufsätze*, München 1988, S. 247-265, bes. S. 251.

⁴ Siehe Wolfgang Häusler, Judenfeindliche Strömungen im deutschen Vormärz, in: Treml, *Geschichte*, S. 299-312, bes. S. 302-304; Jacob Katz, *Vom Vorurteil bis zur Vernichtung. Der Antisemitismus 1700-1933*, München 1989, S. 79ff; Michael Behnen, *Probleme des Frühantisemitismus in Deutschland (1815-1848)*, in: *Blätter für deutsche Landesgeschichte* 112 (1976), S. 244-279.

Während sich die napoleonischen Reformen in den Toleranzedikten deutscher Staaten zugunsten der Juden wenigstens im Ansatz niederschlagen (Baden 1809, Preußen 1811, Bayern 1813),⁵ entladen sich die antisemitischen Affekte kleinbürgerlicher Schichten in den handfesten Hep-Hep-Krawallen der Straße, die 1819 fast ganz Franken überfluteten.⁶ Diese widersprüchliche Entwicklung, welche die Juden in den Staaten des Deutschen Bundes einem Wechselbad von Emanzipation und Repression aussetzte, kennzeichnet auch das Verhältnis Rückerts zum Judentum in Deutschland.

In seiner Jugend und in seinen frühen Mannesjahren, im Zeitraum zwischen 1795 und 1830, war Rückert noch unmittelbar Zeuge einer gesellschaftlichen Symbiose gewesen, eines engen Wechselspiels, das das Landjudentum – besonders intensiv in Franken – mit der ländlichen Bevölkerung bestimmter deutscher Regionen eingegangen war. Dieses Wechselspiel war nicht spannungsfrei, aber es wurde von beiden Seiten als ein natürlich gewachsenes Verhältnis angesehen.⁷ Gleichwohl blieb dieses deutsche Landjudentum eine marginale, an den Rand der Gesellschaft gedrängte Gruppe, bis weit in die Zeit der Restauration hinein.

Nicht nur für Rückert war es offenkundig, daß das deutsche Judentum im Vormärz, also in der Zeit zwischen 1830 und 1848, seine bürgerlichen Teilemanzipationen nutzend, ungestüm in die Sphäre der bürgerlichen Kultur einzudringen begann. Dies zeigt sich am kometenhaften Aufstieg Heinrich Heines und an der etwas niedrigeren Flugbahn des zeitgenössischen Erfolgsschriftstellers Jakob Auerbach, der sich als Rückerts Freund betrachtete.⁸

In den fünfziger Jahren und in der ersten Hälfte der sechziger Jahre erlebte der alternde Rückert auch noch die ökonomische Emanzipation des deutschen Judentums, seine Teilhabe an der Entwicklung der kapitalistischen Produktivkräfte und den Beginn der Abwanderung in die Städte.

Als Orientalist und Kenner der semitischen Sprachen kam der gelehrte Dichter mit Repräsentanten jüdischer Gelehrsamkeit in Berührung, weniger den Talmudgelehrten – die Jeschiwa in Fürth wurde 1829 geschlossen⁹ – vielmehr jenen liberalen, nach philologisch-wissenschaftlichen Methoden arbeitenden Universitätsdozenten vom Charakter der Sprach- und Völkerpsychologen Moritz Lazarus und Heymann Steinthal, die im „Nachmärz“ ihre Wirksamkeit entfalteten.¹⁰

⁵ Vgl. für Bayern: Treml, „Judenmission“ (siehe Anm. 3), bes. S. 254-256; Stefan Schwarz., Die Juden in Bayern im Wandel der Zeiten, München 1980, S. 171ff.

⁶ Siehe Katz, Vorurteil, S. 100ff. und Schwarz, Juden in Bayern, S. 204-206.

⁷ Vgl. Werner J. Cahnmann, Der Dorf- und Kleinstadtjude als Typus, in: Zeitschrift für Volkskunde 70 (1974), S. 169-193.

⁸ Siehe S. 30ff. dieser Arbeit.

⁹ Siehe Falk Wiesemann, Rabbiner und jüdischer Lehrer in Bayern während der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts. Staat – Reform – Orthodoxie, in: Treml, Geschichte S. 279. Vgl. dazu aber Claudia Prestel, Jüdisches Schul- und Erziehungswesen in Bayern 1804-1933, Göttingen 1989, S. 283. Im Jahr 1826, also im Jahr der Berufung Rückerts an die Universität Erlangen, legte die bayerische Regierung auf dem Verordnungswege fest, die Fürther Talmudschule müsse Kandidaten für das Lehramt unter Beisein einer der hebräischen Sprache und Literatur kundigen Person, z. B. von der Universität Erlangen, prüfen (Prestel S. 281). Für diese Aufgabe wurde Rückert aber offensichtlich nicht mehr angefordert.

¹⁰ Näheres siehe S. 26f.

In Bruno Ullmann, einem Rittergutsbesitzer aus Dörfles bei Coburg, lernte Rückert einen Repräsentanten der aufstrebenden jüdischen Bourgeoisie kennen, die alle herkömmlichen Schranken und die festgefügtten antijüdischen Klischees sprengte: Ullmann war Agronom, hielt zusammen mit Rückert die Berliner „Constitutionelle Zeitung“, leitete mit der Taufe seiner Tochter Johanna Friederike seinen Übergang zum Christentum ein und erbat sich kurzerhand seinen Nachbarn Professor Rückert zum Taufpaten seines Kindes.¹¹

Vom Wiederhall dieser vielfältigen Begegnungen in Friedrich Rückerts Dichtung, in seinen Briefen und in seiner wissenschaftlichen Tätigkeit soll im Folgenden die Rede sein. Die Darstellung des Judentums bei Rückert wird dabei als „Judenbild“ bezeichnet, seine Ausprägung in Beharrung und Wandel analysiert und mit biographischen, sozial- und kulturgeschichtlichen Aspekten verknüpft.

Betrachtet man das „Judenbild“ der deutschen Literatur unter historischem Aspekt, so lassen sich seit der Aufklärung zwei kontroverse Traditionslinien feststellen: eine von der Intention her emanzipatorische Richtung, die von Lessings Jugenddrama „Die Juden“ (1746) über „Nathan den Weisen“ (1779) und Hebels Kalendergeschichten (1808/15) bis hin zu Max Frischs „Andorra“ (1961) führt, und eine repressive Tendenz, die vom Judenbild der Romantik¹² über Gustav Freytags Roman „Soll und Haben“ (1855) und Wilhelm Raabes „Hungerpastor“ (1864) endlich zu den NS-Karikaturen jüdischer Figuren in Hans Zöberleins Roman „Der Befehl des Gewissens“ (1937) hinüberleitet. Eine dritte, moralisch eher indifferente Traditionslinie zeichnet das Judenbild unter dem Aspekt des Exotischen und Erotischen, so Grillparzer im Drama „Die Jüdin von Toledo“ und wiederum Raabe in der Novelle „Holunderblüte“ (1863).¹³

Drama und Epik haben ihren gewichtigen Beitrag zur Gestaltung des Judenbildes geleistet. Hingegen mag es auf die Eigenart des Lyrischen zurückzuführen sein, daß dort „jüdische“ Motive nur angedeutet, aber nicht differenziert ausgestaltet werden, was zu mancherlei Mißdeutung, selbstverständlich auch zu kontroverser Interpretation Anlaß gibt.

¹¹ Vgl. Rüdiger Rückert (Hrsg.), Briefe an und über Friedrich Rückert, Schweinfurt 1987 (Masch.), 6 Teile (zit. als BF 1-6), Teil 3, S. 1343f., 1366, 1428, 1487, 1534 u. ö. Luise Rückert schrieb am 11.2.1857 an ihren Sohn Heinrich: „Frau Ullmann [sic] ist am letzt. Januar, eher als sie vermuthete, mit einem Mädchen niedergekommen u[nd] – wundert euch! Bruno läßt es in hiesiger Kirche christlich taufen u[nd] hat den Vater zum Patzen gebeten, der es natürlich auch ganz gerne annahm. Mich wundert nur, daß die Leipziger Schwiegereltern [...] es zugaben, aber Bruno scheint einen festeren Charakter zu haben, als wir Alle dachten. Am meisten freut sich der Hr. Pfarrer hier“ (BF 3, S. 1678f.). Rückert selbst nahm den Fall recht ironisch: „Ich selbst bin übernacht ein glänzender Judenbekehrer-Heiliger geworden. Mein Gutsnachbar Ullmann aus Weimar, verheiratet mit einer reichen Jüdin aus Leipzig, hat mich für sein erstes Kind zu Gevatter gebeten; ich sehe in die Jahrhunderte, wo ein Geschlecht ungezälter Ullmännchen hier die Gegend erfüllt, die alle ihr Christentum mir zu verdanken haben.“ (Brief vom B. Febr. 1857 an Friedrich Schubart, in: Rüdiger Rückert (Hrsg.), Friedrich Rückert. Briefe, Schweinfurt 1977-82 (3 Bde.) (zit. als BB I-III), Bd. 2, S. 1250). Über die Herkunft der Familie Ullmann (bzw. Ullmann) aus Weimar siehe auch Norbert Oellers, Goethe und Schiller in ihrem Verhältnis zum Judentum, in: Horch/Denkler, *Conditio*, S. 113f.

¹² Siehe unter Anm. 74.

¹³ Vgl. dazu aus der ebenso umfangreichen wie ungleichwertigen Sekundärliteratur die knappe Studie von Gustav Kars, *Das Bild des Juden in der deutschen Literatur des 18. und 19. Jahrhunderts*, Freiburg i. Br. 1988.

Rückerts frühestes Gedicht, das einen Bezug zum Judentum enthält, „Nächtlicher Gang“, stammt aus dem Jahre 1812.¹⁴ Es ist ein Zeugnis der Schauerromantik, die auch in Rückerts Jugendliryk nachzuweisen ist. Mit anderen Gedichten – bezeichnende Titel sind „Gespräch der Irrlichter“, „Die Nixen“ und „Der irre Wandersmann“¹⁵ – steht dieses Werk in der Traditionslinie der Gespensterballaden des Sturm und Drang und des Sentimentalismus. Bürgers „Lenore“ (1773) und Goethes „Totentanz“ (1813) erscheinen motivverwandt, werden aber in der balladesken Spannung nicht erreicht. Als Grundkonstante findet sich in Rückerts Gedicht der Widerstreit von Furcht und Begehren, ausgetragen in der Brust eines Jünglings, der seine Geliebte zu später Stunde noch aufsuchen will und mit knapper Not ihr Haus erreicht. Seltsame akustische und visuelle Phänomene, Geräusche und Lichterscheinungen, Irrlichter, Nachtgetier und Höllenhunde bedrohen den nächtlichen Wanderer auf seinem einsamen Gang, der ihn an klassischen Stätten des Schauers, an Totenkapelle, Beinhaus und Friedhof vorüberführt. Aber der trotzige Refrain „Es muß doch zur Liebsten gehn!“ vermittelt dem Leser die Gewißheit, daß der stürmische Jüngling auch das letzte Hindernis, die vor dem Tor der Geliebten Schildwache stehenden Gespenster, vertreiben und seine Braut aus ihren Alpträumen reißen wird.

Wenn es auf den ersten Blick auch erscheinen mag, die Stationen des Grauens in diesem Gedicht seien beliebig austauschbar, „Tottenkapell“, „Knochenhaus“ und „Gespenster“ zögen demnach in wirrer Reihe an uns vorüber, so läßt doch die nähere Bestimmung des Friedhofs als „Judengottsacker“ aufhorchen. Warum sollte dieser Spuk des „weißen Geflackers“ und der schaurigen Uhurufe gerade auf einem Judenfriedhof sein Unwesen treiben? Welche mythologischen und ideologischen Vorurteile des Dichters stehen hinter dieser Szenerie?

Friedrich Rückert hat fast fünfzig Jahre nach der Entstehung seines Gedichts einem bedenklichem Leser, keinem geringeren als einem der angesehensten Juristen Karlsruhes, dem jüdischen Advokaten Heimerdinger, in altersgemäßer Gelassenheit geantwortet: „Es thut mir herzlich leid, daß ein wildes Jugendgedicht von mir Ihnen so ernstliche Bedenken und so unangenehme Empfindungen verursachen konnte [...], wäre dort rechts am Berg herab, statt eines Judengottesacker, der eben wirklich da lag, ein Christengottesacker gelegen gewesen, so würde der aufgeregte Wanderer auch dort wol Flämmchen auf den Gräbern hüpfen gesehen, u[nd] einen Uhu den andern schimpfen gehört haben. Von einer Feindseligkeit gegen irgend eine Glaubensgenossenschaft war natürlich dabei nichts im Spiel, wie ich mir eines solchen Unverständes auch bis dato nicht bewußt bin.“¹⁶

Rückerts Brief deckt nicht nur den biographischen, sondern auch den topographischen Hintergrund seiner Ballade auf. Jede Station des Gedichtes läßt sich nämlich auf ein tatsächlich vorhandenes Bauwerk zwischen Ebern und Eyrichshof, zwischen dem Elternhaus des Dichters in der Stadt und dem Eyrichshofer Wirtshaus „Zur Specke“ beziehen, wo der junge Privatdozent Rückert im Jahre 1812 vergeblich um eine ländliche Schöne, die Toch-

¹⁴ Erstdruck in: Gesammelte Gedichte, Bd. 3, Erlangen 1837. Zit. nach der 2. Auflage (Erlangen 1839) (zit. als GGE III), S. 194f. In beiden Auflagen ist das Gedicht der Abteilung „Jugendlieder. Sechstes Buch 1811-1815“ zugeordnet. Die Datierung auf 1812 ergibt sich aus den biographischen Bezügen. Eine Handschrift ist in den Rückert-Sammlungen des Stadtarchivs Schweinfurt nicht nachweisbar.

¹⁵ GGE III, S. 188f., 187f., 195ff.

¹⁶ BB III, S. 171. Brief vom 23. Dez. 1858. Im Text ist das Rückert-Gedicht nicht ausdrücklich genannt, aber aus inhaltlichen und sprachlichen Kriterien zu erschließen.

ter des Gastwirts, warb, die er poetisch Amaryllis nannte. Eberns Judenfriedhof liegt in der Tat für einen Fußgänger, der die Stadt in nördlicher Richtung verläßt, rechts oben „am Berg herab“. Er war ein bedeutender Begräbnisplatz, der seit dem 17. Jahrhundert die Toten vieler jüdischer Gemeinden des Haßgaus aufnahm.¹⁷

Wichtiger als diese biographischen und lokalen Gegebenheiten erscheint mir in diesem Zusammenhang der ideologische Kontext. Der alternde Dichter nimmt für sich ernsthaft in Anspruch, keinerlei Vorurteile „gegen irgend eine Glaubensgenossenschaft“ zu haben und meint in diesem Zusammenhang natürlich zunächst das Judentum. Der Begriff „Glaubensgenossenschaft“, den Rückert verwendet, läßt erkennen, daß er das deutsche Judentum nicht als nationalen oder rassischen Fremdkörper, sondern schlicht als religiöse Gruppierung definiert. Diese Haltung ist um so bemerkenswerter, als sich der deutsche Antisemitismus bei aller Vielgestaltigkeit schon seit langem auf Fichtes These vom „mächtigen, feindselig gesinnten Staat“ der Juden in Deutschland¹⁸ festgelegt hatte. Bemerkenswert erscheint aber auch die vorsichtige Haltung, die in der Formulierung „[...] wie ich mir eines solchen Unverstandes bis dato nicht bewußt bin.“ zum Ausdruck kommt. Rückert bekennt sich also zu Subjektivität seines Urteils und schließt mögliche Fehlhaltungen dem Judentum gegenüber nicht grundsätzlich aus.

Der Verfasser des Beschwerdebriefes, der Rückert zur Rechtfertigung veranlaßte, war nicht irgendwer. Die „Badischen Biographien“, in die Meir Heimerdinger Aufnahme gefunden hat,¹⁹ bezeichnen ihn als begabten und gewissenhaften Juristen, dem aber trotz seiner hervorragenden Zeugnisse auch im liberalen Großherzogtum Baden die Richterlaufbahn verschlossen blieb. Was Heimerdinger 1838 nicht erreichen konnte, wurde ihm erst 1864 mit der Einführung einer neuen Gerichtsorganisation gewährt. Damit kam der jüdische Emanzipierungsprozeß wieder in Gang, der 1848, also zehn Jahre vor Abfassung des Briefes an Rückert, einen empfindlichen Rückschlag erlitten hatte: In Baden war es im Gefolge der revolutionären Unruhen auch zu unerwartet heftigen Ausschreitungen gegen die Juden gekommen, vor allem im ländlichen Raum.²⁰ Es mögen solche traumatischen Erlebnisse gewesen sein, die Meir Heimerdinger veranlaßt haben, um einiger heute eher harmlos wirkender Verse willen an den ihm persönlich unbekanntem Dichtergelehrten zu schreiben. Heimerdinger hatte in seiner Jugendzeit auch orientalische Studien betrieben und dies später fortgesetzt. Dieser Umstand mag sein besonderes Interesse an Rückert erklären. Leider ist Heimerdingers Brief nicht erhalten. Man mag nicht an einen Zufall glauben, wenn man berücksichtigt, daß die Erben Rückerts hunderte von Briefen belangloseren Inhalts sorgfältig aufbewahrt haben. Natürlich hat auch die Rückert-Forschung von diesem Komplex bisher keine Kenntnis genommen.

¹⁷ Vgl. Hans Karlinger, Die Kunstdenkmäler des Königreichs Bayern, Bd. 3, H. 15: Bezirksamt Ebern, München 1916, S. 73. Siehe auch Isolde Maierhöfer, Ebern. Bild einer fränkischen Kleinstadt, Weihenhorn 1980, S. 106. Über topographische und ikonographische Besonderheiten des Eberner Judenfriedhofs orientiert die Diplomarbeit von Gabriele Kokett und Anita Sperle: Jüdische Friedhöfe in Unterfranken, Weihenstephan 1985, S. 58-61.

¹⁸ Zit. nach Häusler, Strömungen, S. 301.

¹⁹ Siehe Friedrich v. Weech, Badische Biographien, Karlsruhe 1891, Bd. 4, S. 172-174.

²⁰ Siehe Adolf Lewin, Geschichte der badischen Juden seit der Regierung Karl Friedrichs (1738-1909), Karlsruhe 1909, S. 280f. Vgl. Reinhard Rürup, Die Judenemanzipation in Baden, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins Bd. 114 (1966), S. 287f.

Wenn Rückert der Verdienst zukommt, dem deutschen Kinderlied literarischen Rang verliehen zu haben, so hat er ihm gleichwohl seine naive Frische, die Freude am sprachlichen Improvisieren und Fabulieren nicht genommen. Davon zeugen besonders die Kindermärlein „Der Spielmann“ und „Das Männlein in der Gans“ aus der Gruppe der „Fünf Märlein zum Einschläfern für mein Schwesterlein. Zum Christtag“,²¹ die der junge Poet in einer einzigen Nacht verfaßt haben soll.²² Ein stark ausgeprägtes didaktisch-moralisches Moment enthalten hingegen die drei Märlein „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“, „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ und „Vom Bäumlein, das spazieren ging“. Dies betont Rückert auch selbst in einem Brief an Christian Stockmar, um dann sein eigenes Urteil scherzhaft in Frage zu stellen: „Lobe es ihm (das Märlein-Manuskript dem Drucker) als etwas ungemein moralisch lehrreiches, obgleich von dergleichen Gut nichts drinn steckt.“²³ Im „Büblein, das überall mitgenommen hat sein wollen“²⁴ möchte ein kleiner Junge auf die bequemste, gefahrloseste und schnellste Weise reisen, was damit endet, daß er – unzufrieden mit allen möglichen Beförderungs- mitteln – endlich im Geäst eines Baumes hängenbleibt und an den Haaren baumelt. Dieses Absalom-Motiv soll den Kindern die schaurige Konsequenz überhöhter Ansprüche aufzeigen.

„Vom Bäumlein, das spazieren ging“²⁵ schildert den Irrweg eines kleinen Baumes. Er fühlt sich im Gedränge seiner Nachbarn nicht mehr wohl und verläßt das Dickicht des Waldes, um sich ganz alleine auf einer Wiese anzusiedeln. Dort führt der Baum ein heiteres, unbeschwertes Leben. Im Herbst allerdings begehrt das entlaubte, frierende Bäumchen vergeblich Einlaß bei seinen Artgenossen, denn sein Platz ist längst vergeben. In seiner Verzweiflung bietet es sich einem Holzhacker an, der es zerkleinert dem Feuer übergibt. Wer mutwillig aus der Gemeinschaft ausbricht, der ist zum Untergang bestimmt, so könnte der moralisch-didaktische Tenor dieses Textes lauten.

Versöhnlicher endet das Märlein „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“.²⁶ Ein Nadelbaum möchte seine stechenden Nadeln gegen möglichst kostbare Blätter eintauschen. Doch die goldenen Blätter werden ihm gestohlen, die Blätter aus Glas vom Sturmwind zerstört, die grünen Blätter von der Ziege verspeist. Endlich sehnt sich das Bäumlein nach seinen Nadeln zurück, die es auch erhält, ohne sich dabei um den Spott seiner Gefährten zu kümmern. Bescheide dich mit dem, was du hast, und begehre nicht, was dir von Natur aus nicht zusteht – diese Maxime wird hier auf anschauliche und kurzweilige Art vermittelt. Dem Leser treten die Gewalten, welche den neu gewonnenen Blatterschmuck des anspruchsvollen Bäumleins wieder zunichte machen, entgegen als elementare Naturgewalt („großer Wirbelwind“), als Verkörperung des Lustvollen und Gierigen im Tier („alte Geiß“) und als Typisierung des Berechnenden und Habgierigen im jüdischen Hausierer. Daß es sich hier um einen spezifischen Typus handeln muß, belegt die Verwendung des bestimmten Artikels „der Jude“ (nicht „ein Jude“) und die schematische Ausgestaltung dieser Person durch die Attribute „große[r] Bart“ und „große[r] Sack“. Zu diesen statischen Eigenschaften tritt als dynamisches Element die Bewegungsform „geht

²¹ Coburg 1813.

²² BB I, S. 40; Brief vom Dez. 1813.

²³ BB I, S. 41.

²⁴ GGE I (4. Aufl. 1837), S. 483f.

²⁵ GGE I, S. 487-491.

²⁶ GGE I, S. 485-487; daraus im folgenden ohne Einzelnachweis zitiert.

eilends fort“ hinzu, ein äußeres Indiz für das dieser Gestalt innewohnende schlechte Gewissen. Der Jude „sieht die goldenen Blätter bald“. Sein Beuteinstinkt läßt ihn also unschwer fündig werden, und er kann seinen kostbaren Fund in den Sack „steck[en]“.

Der Leser der Gegenwart mag in diesem Judenbild einen frühen Vorläufer der antisemitischen „Stürmer“-Karikaturen erkennen, und es wird ihm besonders schmerzlich anmuten, ein solches Zerrbild gerade in einem Kinderlied zu finden, dessen moralischer Anspruch, vom Autor selbst postuliert, eigentlich außer Zweifel stehen sollte.

Einen Schlüssel zur Deutung der Judengestalt bietet die Biographie des Dichters. Rückert verlebte seine Kinder- und Jugendjahre im Nordosten Unterfrankens, in kleinen Ackerbürgerstädten und Dörfern wie Oberlauringen, Rügheim, Seßlach und Ebern. Dort stand sein Vater seit 1793 und auch noch bis ins dritte Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts als Amtmann zunächst in reichsritterschaftlichen und später in königlich bayerischen Verwaltungsdiensten. Hier, im östlichen Grabfeld und im Haßgau, ist jenes „deutsche Galizien“²⁷ zu lokalisieren, wo sich noch bis Mitte des 19. Jahrhunderts das deutsche Landjudentum konzentrierte.²⁸ In der Folge einer rigiden Konfessionspolitik des Würzburger Hochstifts wurden jüdische Familien nach der Mitte des 16. Jahrhunderts aus den Städten²⁹ und den zentralen, fruchtbaren Gebieten Mainfrankens vertrieben und in randständige, wirtschaftlich zumeist karge Zonen abgedrängt. So wurden insbesondere die Kleinterritorien der Reichsritter im westlichen Mittelfranken und im nördlichen Unterfranken zu Rückzugsgebieten eines ländlichen Judentums,³⁰ das über Generationen hinweg in wirtschaftlicher Kümmerexistenz durch Hausierhandel, Maklertätigkeit und für den Eigenbedarf der Judengemeinde spezialisiertes Handwerk fortlebte.³¹

Aber gerade die kleinen Territorialherren, die protestantischen Reichsritter, bedienten sich „ihrer“ Schutzjuden als fiskalischer Ausbeutungsobjekte. Zahlreiche Sonderabgaben wie Schutzgeld, Leibzoll, Interregnumsgeld und Neujahrgeld³² verschärfen die wirtschaftliche Misere des fränkischen Landjudentums und zwangen es zur Ausdehnung seiner geschäftlichen Aktivitäten in die wohlhabenderen Gebiete am Main. Durch rechtliche und ökonomische Zwänge an die Wohnsitze in den reichsritterlichen Dörfern gebunden,

²⁷ Diese Wortprägung bei Christoph Daxelmüller, *Jüdische Kultur in Franken*, Würzburg 1988, S. 37.

²⁸ Von den 5000 Judenfamilien Bayerns lebten 70 % in Franken, wie sich aus der Statistik Montgelas' ableiten läßt (siehe Klaus Guth (Hrsg.), *Jüdische Landgemeinden in Oberfranken (1800-1942)*. Ein historisch-topographisches Handbuch, Bamberg 1988, S. 15). In Mainfranken, im früheren Hochstift sowie in den ehemaligen reichsritterschaftlichen und reichstädtischen Territorien, lebten im Jahre 1813 12.792 Juden (4 % der Bevölkerung), davon lediglich 104 in Würzburg. Der überwiegende Teil der jüdischen Bevölkerung konzentrierte sich in den Dörfern im Nordosten des mainfränkischen Gebiets (siehe Gisela Krug, *Die Juden in Mainfranken zu Beginn des 19. Jahrhunderts: Statistische Untersuchungen zu ihrer sozialen und wirtschaftlichen Situation*, in: Harm-Hinrich Brandt (Hrsg.), *Zwischen Schutzherrschaft und Emanzipation. Studien zur Geschichte der mainfränkischen Juden im 19. Jahrhundert*, Würzburg 1987, S. 43ff.

²⁹ 1565 vertrieb Fürstbischof Julius Echter die Juden aus dem Hochstift. Bereits 1555 war die Reichstadt Schweinfurt aus ökonomischen Gründen mit dieser Maßnahme vorausgegangen (Krug, *Mainfranken*, S. 32).

³⁰ Siehe Guth, *Landgemeinden*, S. 14. Vgl. auch Hartmut Heller, *jüdische Landgemeinden im 18./19. Jahrhundert*, in: *Frankenland. Sondernr. 1978: Jüdische Gemeinden in Franken 1100 bis 1975*, S. 6ff.

³¹ Vgl. dazu Krug, *Mainfranken*, S. 66ff.

³² Ebenda S. 36ff.

blieb den jüdischen Bewohnern nur das ruhelose Zirkulieren zwischen Marktort und Heimatort.³³

Man darf sich demnach vorstellen, daß der jüdische Hausierer in aller Frühe aus seinem Dorfe aufbrach, den prall gefüllten Warensack auf dem Rücken, und auf einsamen Waldwegen nach Süden wanderte, den Kleinstädten am Main entgegen. Stoffe und Kleider, Eisenwaren und Glas, Häute und Federn wechselten auf den Märkten ihre Besitzer und mußten gegen die starke mitjüdische Konkurrenz sowie gegen den Widerstand der christlichen Kaufleute veräußert und erstanden werden.³⁴ Am Ende eines anstrengenden Markttagess zog der Handelsjude sogleich wieder nach Hause, da ihn am Ort seines Handels niemand aufnehmen konnte. Nach Passierung der Zollschranken war sein Handelsgewinn schon geschmälert. Trotzdem mußte er heimwärts wandern, in der Dämmerung den Geldbeutel argwöhnisch oder ängstlich an sich drückend, bis er müde und abgeschlagen vielleicht erst gegen Mitternacht zu Hause ankam.³⁵

Ohne dieses Szenario weiter auszuführen, darf postuliert werden, daß der junge Rückert die Gestalt des durch den Wald ziehenden Handelsjuden aus persönlichem Erleben geschöpft und als spezifischen Sozialtypus in das Kinderlied eingeführt hat. Die Kindheitserinnerungen des Dichters reichen zurück in die Jahre in Oberlauringen (1793-1802), also in die Zeit vor der bürgerlichen Emanzipation des fränkischen Judentums. Gerade im Heimatdorf Rückerts lebte eine überproportional große Judengemeinde unter denkbar schlechten Lebensverhältnissen. Der Anteil der Juden an der Einwohnerzahl Oberlauringens betrug nach einer Erhebung aus dem Jahre 1813 18 %, 110 der 607 Bewohner der reichsritterschaftlichen Gemeinde.³⁶ Auf engstem Raum in zwei Judengassen zusammenlebend, hoben sich diese Landjuden in Kleidung, Haartracht, Verhalten und Redeweise deutlich von ihrer christlichen Umgebung ab. Diese Situation mußte einer Typisierung und karikaturartigen Überzeichnung Vorschub leisten, wie wir sie nicht nur bei Rückert, sondern auch bei anderen zeitgenössischen Autoren und in der bildenden Kunst finden.³⁷

Der sozialen Überzeichnung und Verzerrung leistete auch das Bettelunwesen Vorschub, das die negative Besetzung der Figur des Landjuden noch verstärken mußte und in die Nähe des Zigeuners rückte. Aus Osteuropa kommend, zogen zahlreiche „Betteljuden“ durch Franken, von ihren seßhaften Glaubensbrüdern mühsam ausgehalten, von der Obrigkeit reglementiert und argwöhnisch überwacht. Da der Aufenthalt dieser mittellosen Juden am Ort auf drei Tage beschränkt war, irrten sie ruhelos umher, oft von einem Herrschaftsgebiet ins andere abgeschoben. Ein Leben am Existenzminimum führte sie nicht

³³ Vgl. Guth, Landgemeinden, S. 18.

³⁴ Krug, Mainfranken, S. 79.

³⁵ Siehe dazu Krug, S. 71, 79f., 117.

³⁶ Ebenda S. 45.

³⁷ Jüdische Sozialtypen in bildlicher Darstellung zeigt der Katalog zur Ausstellung im Germanischen Nationalmuseum „Siehe der Stein schreit aus der Mauer. Geschichte und Kultur der Juden in Bayern“ (Nürnberg 1988): Viehhändler (S. 199), Geldwechsler (S. 201f.), Hausierer (S. 205, 207, 217), Markttypen (S. 313). Man betrachte auch die Karikatur eines Stoffhändlers bei: Christoph Daxelmüller, Jüdisches Alltagsleben im 19. und 20. Jahrhundert am Beispiel Unterfrankens, in: Tremel, Geschichte, S. 289.

selten in die Kriminalität.³⁸ So konnte der wandernde Jude nicht nur als ein unheimlicher Geselle, sondern auch als potentieller Gesetzesbrecher und – wie im Märlein – als Gelegenheitsdieb erscheinen.

Rückerts Kindermärlein waren nach der Erstveröffentlichung gegen Ende 1813 nicht über den engeren Freundeskreis des Dichters hinaus bekannt geworden. Doch dort war die Wirkung um so größer, wie der Rückert-Biograph Karl Kühner in seinem 1869 erschienenen Werk „Dichter, Patriarch und Ritter. Wahrheit zu Rückerts Dichtung“ schildert: „Wirklich gelangten – auf Weihnachten 1813 – die Märlein zum Druck. Sie erschienen in ärmlichster Ausstattung [...]; aber ich erinnere mich noch sehr wohl, wie nicht nur die Kinder sich darum rissen, sondern auch die Alten das kleine Heftchen mit Begierde lasen.“³⁹ Einem weitaus größeren Lesepublikum wurden die Märlein erst zugänglich, als sie 1834 im ersten Band der „Gesammelten Gedichte“ bei Heyder in Erlangen erschienen.⁴⁰ Abgedruckt in vorteilhafter Position, nämlich im Anschluß an Rückerts populärsten Gedichtzyklus „Liebesfrühling“, fanden sie weite Verbreitung, da der ersten Auflage bis 1840 vier weitere folgten. Auch die noch erfolgreichere Einzelausgabe der Gedichte Rückerts von 1841, nach Angaben des Vortitels eine „Auswahl des Verfassers“, enthielt die Märlein.⁴¹ Nicht weniger als 24 Auflagen, die von 1841 bis 1897 erschienen,⁴² sicherten den Gedichten Rückerts und damit auch den Kindermärlein eine kontinuierliche Wirkung, die vom Biedermeier bis zur Wilhelminischen Ära reichte. Bereits im Vormärz, wenige Jahre nach dem Wiedererscheinen der „Märlein“, rühmte der für die Entwicklung des Deutschunterrichts bedeutsame Pädagoge Robert Heinrich Hiecke⁴³ „die sicherlich Niemand zum Ärgerniß gereichende, prächtige Personification der Geldgier in der gleichsam mythischen Figur eines alten Juden mit langem Barte und Geldsack [...]“⁴⁴ Die Kindermärlein gehörten alsbald zum eisernen Bestand der Volksschullesebücher und konnten ihre Stellung sogar bis in die fünfziger Jahre unseres Jahrhunderts behaupten.⁴⁵

Dabei war es schon gegen Ende des 19. Jahrhunderts in der „Allgemeinen Zeitung des Judentums“, dem führenden Organ des liberalen Judentums in Deutschland, zu einer

³⁸ Siehe Krug, Mainfranken, S. 34, Ausstellungskatalog, S. 215f., Daxelmüller, Kultur, S. 31f., Ernst Schubert, Arme Leute, Bettler und Gauner im Franken des 18. Jahrhunderts, Neustadt a. d. Aisch 1983, S. 168ff.

³⁹ S. 33, zit. nach der Ausgabe Coburg 1930.

⁴⁰ Die Märlein „Vom Büblein, das überall mitgenommen hat seyn wollen“ und „Vom Bäumlein, das spazieren gieng“ waren allerdings bereits 1817 im Stuttgarter „Morgenblatt für gebildete Stände“ abgedruckt worden (Nr. 297 und Nr. 306), nicht jedoch „Vom Bäumlein, das andre Blätter hat gewollt“. Es ist nicht bekannt, warum die Veröffentlichung gerade dieses Märleins unterblieb. Seit Mai 1817 war Rückert nicht mehr als Redakteur am Morgenblatt tätig (vgl. Prang, Rückert, S. 71).

⁴¹ Gedichte von Friedrich Rückert, Frankfurt a. M. 1841, S. 107-118.

⁴² Siehe Rüdiger Rückert, Friedrich-Rückert-Literaturen, Schweinfurt 1980, S. 39f.

⁴³ Über Hiecke vgl. Horst Joachim Frank, Dichtung, Sprache, Menschenbildung. Geschichte des Deutschunterrichts von den Anfängen bis 1945, München 1976, Bd. 1, S. 186ff.

⁴⁴ Zitiert nach: Robert Heinrich Hiecke, Gesammelte Aufsätze zur deutschen Literatur, Hamm 1864, S. 48. Erschienen zuerst 1843 in: Archiv für den Unterricht im Deutschen in Gymnasien, Realschulen und anderen höheren Lehranstalten.

⁴⁵ Eine systematische, umfassende Studie zur Repräsentanz Rückerts im Lesebuch des 19. und 20. Jahrhunderts steht noch immer aus.

heftigen Debatte über den Rückert-Text gekommen.⁴⁶ Durch die Entstehung neuer anti-semitischer Bewegungen beunruhigt, zugleich aber vom Selbstbewußtsein einer emanzipierten bildungsbürgerlichen Schicht erfüllt, mochten sich jüdische Pädagogen und Geistliche nicht mehr mit den überlieferten, gleichsam literarisch konservierten Negativbildern des „Juden“ abfinden. Sie mußten deshalb eine so deutlich negativ besetzte Judengestalt in einem weit verbreiteten Text der Kinderliteratur als besonderen Affront empfinden. Weiterhin darf man davon ausgehen, daß die erst wenige Jahre zurückliegenden Jubiläumsveranstaltungen, Rückerts 100. Geburtstag im Jahre 1888 und die Denkmalseinweihung 1890 in seiner Geburtsstadt, die Aufmerksamkeit wieder stärker auf den Dichter gelenkt hatten. Seine Werke wurden seit der Mitte der neunziger Jahre in vielfältiger Weise neu aufgelegt, so daß man fast von einem „Rückert-Boom“ sprechen kann.⁴⁷ Den Anlaß zur Debatte hatte ein früherer Vertreter des Deutschunterrichts, der Gymnasiallehrer Otto Lyon,⁴⁸ geboten. In Fortführung der Position seines Ahnherrn Hiecke sprach er sich höchst anerkennend über die „prächtige Schilderung Rückerts“ aus, „in der man die Geldgier in gestaltungskräftiger Weise in der in unserer Volksanschauung so lebendigen Person eines alten langbärtigen Juden mit dem Sack auf dem Rücken verkörpert sieht [...]“. ⁴⁹ Dabei war sich der Pädagoge der psychologischen Implikationen dieser Gestalt wohl bewußt: „Ich halte es für ganz und gar unbedenklich, den ursprünglichen Text beizubehalten, und habe das Gedicht unzählige Male im Beisein jüdischer Schüler lesen und deklamieren lassen, ohne daß es diese irgendwie verletzt hätte. Höchstens beim ersten Lesen geht ein Zucken durch die Klasse wie ein leises, inneres Auflachen, mit Seitenblicken auf die jüdischen Mitschüler, aber das ist bei richtiger Erklärung in der Folgezeit ausgeschlossen.“⁵⁰ Es blieb einem jüdischen Realschullehrer aus Nürnberg, Jakob Seifensieder, vorbehalten, die allzu sorglose Haltung Lyons bloßzustellen: „Mit Verlaub, Herr Doktor! Dieses innere Auflachen der ganzen Klasse, diese Seitenblicke auf die jüdischen Mitschüler sind doch immerhin etwas bedenkliche Symptome, die Ihrer gemachten Wahrnehmung von dem Nichtverletztsein der jüdischen Schüler ein klein wenig zu widersprechen scheinen. [...] Mag der Lehrer noch so ernstlich bestrebt sein, die Stelle als vorurteilsfrei zu erklären, gilt trotzdem nicht auch hier das *semper aliquid haeret*“⁵¹ Von einem Rabbiner aus Halle angegriffen, dessen achtjähriger Sohn beim Auswendiglernen der inkriminierten Stelle verstört reagiert habe,⁵² mußte Lyon seinen Standpunkt verdeutlichen. Er lehnte es „aus poetischen und pädagogischen Gründen“ ab, den „Juden“ aus dem Text zu eliminieren und durch einen

⁴⁶ Die Rückert-Forschung hat diese Diskussion nicht zur Kenntnis genommen. Man vergleiche die Biographien von Conrad Beyer und Helmut Prang sowie die spezielle Sekundärliteratur. In der Bibliographie von Rainer Uhrig sind die zeitgenössischen Diskussionsbeiträge nur zum Teil erfaßt.

⁴⁷ So erschienen zwischen 1895 und 1910 nicht weniger als sechs mehrbändige Werkausgaben, dazu eine Reihe von Einzelausgaben vor allem für den Schulgebrauch.

⁴⁸ Über ihn siehe Frank, *Deutschunterricht*, Bd. 2, S. 517ff.

⁴⁹ Otto Lyon, Rezension zu: Bernhard Schulz, *Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten*. Erster Theil. Für die unteren und mittleren Klassen, Paderborn 10. verm. und verb. Auf. 1895, in: *Zeitschrift für den deutschen Unterricht* 9 (1895), S. 160.

⁵⁰ Ebenda. Ein ausführlicher Auszug aus der Rezension Lyons ist im Anhang abgedruckt.

⁵¹ Zit. nach: Hans Otto Horsch, *Admonitio Judaica*. Jüdische Debatten über Kinder- und Jugendliteratur im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert. Materialien, in: Heinrich Pleticha (Hrsg.), *Das Bild des Juden in der Volks- und Jugendliteratur vom 18. Jahrhundert bis 1945*, Würzburg 1985, S. 200.

⁵² Ebenda S. 201f.

weniger verfänglichen Begriff zu ersetzen, denn „ein schattenhafter Gattungsbegriff wie Kaufmann [sei] vollkommen unpoetisch.“ „Ein geschickter Lehrer“ könne, so meint er, „viel dazu beitragen, daß jeder Anstoß vermieden wird“, indem er den Schülern den Standpunkt nahelege, „poetische Gestalten nicht zu verallgemeinern.“ Bevor man den Text im Volksschullesebuch einer „grausamen Verstümmelung“ unterziehe, solle man ihn ganz weglassen.⁵³

Philologische, ästhetische und pädagogische Argumente sprechen also nach Auffassung eines führenden Deutschdidaktikers der Jahrhundertwende für die Beibehaltung der Judenfigur, die offensichtlich als Charakterrolle gesehen wird. Sie wird auf die gleiche Stufe gestellt wie die tradierte Märchengestalt der bösen Stiefmutter und die schwankhafte Figur des eitlen, prahlerischen Soldaten, die in der Literatur des Abendlandes wie selbstverständlich zu Hause sind.

Der Versuch der Befürworter der Rückertschen Judengestalt, diese jeder moralischen Kritik zu entziehen und sie in die Sphäre der Volksmythologie zu entrücken, stieß sich hart mit den Verhältnissen der Realität. So argumentierte der Frankfurter Gymnasiallehrer Bernhard Kuttner, selbst Herausgeber einer Rückert-Auswahl für die Schule,⁵⁴ daß die negative Entwicklung des deutsch-jüdischen Verhältnisses im Kaiserreich einen außeliterarischen Kontext geschaffen habe, der es nicht geraten sein lasse, den Juden als „Prototyp der Habgier“ darzustellen und auf diese Weise den „Rassenantisemiten“ auch noch Vorschub zu leisten. Das „Ansehen der Juden [sei] noch zu gering, als daß sie ähnliche Angriffe vertragen könnten; nur zu gut wissen wir, daß bei ihnen sofort verallgemeinert wird, und jetzt mehr als je.“ Er plädierte dafür, „daß Schulbücher von solchen Gedichten frei bleiben.“⁵⁵ Zu dieser Forderung konnte ein Rabbiner aus Köln beitragen, es hätten bereits „mehrere [...] deutsche [...] Lesebücher [...]“ die verletzende Textstelle durch unverfängliche Begriffe ersetzt. Der Rabbiner führte diese erfreuliche Entwicklung auf seine bereits in den siebziger Jahren begonnenen Bemühungen zurück.⁵⁶

Dezidierte Antisemiten nahmen an der Auseinandersetzung nicht teil. Die Befürworter des Rückert-Gedichtes verteidigten die Unschädlichkeit der Judengestalt und die Unversehrtheit des Textes. Sie wollten lieber auf den Abdruck des Textes verzichten, als den „Juden“ durch ein Surrogat wie „Räuber“, „Kaufmann“, „Wanderer“ oder „Bettler“ zu ersetzen.⁵⁷ Die jüdische Position war von einer bemerkenswerten Konzilianz bestimmt. So vertrat Max Golde den Kompromißgedanken, das Kindermärlein aus den Lesebüchern

⁵³ Ebenda S. 292f.

⁵⁴ Gedichte. Für Haus und Schule ausgewählt und erläutert [...], Frankfurt a. M. 1897.

⁵⁵ Horch, Admonitio, S. 205f.

⁵⁶ Ebenda S. 206. Vgl. Frank Cohns Aufsatz „Eine literarische Frage“, in: Allgemeine Zeitung des Judentums 41 (1877), S. 510f. Dort findet sich auch ein redaktioneller Zusatz Ludwig Philippsons, des Gründers der Zeitschrift, der in bezeichnender Weise den kämpferisch-optimistischen Standpunkt des liberalen Judentums der Bismarck-Ära widerspiegelt: „So wenig wie Eltern im Stande sind, ihre Kinder [...] vor allen Schwierigkeiten, Prüfungen und Geschicken zu bewahren: ebenso wenig vermögen wir die israelitische Jugend vor allen Kränkungen, die ihr wegen ihrer Religion und wegen ihres Stammes zu Theil werden [...] zu schützen [...] Was wir dagegen zu thun haben? Erziehen wir unsre Jugend zum vollen Bewußtsein ihrer Religion und Geschichte, und dann zu wahrer Bildung und bürgerlicher Tüchtigkeit. Sie werden dann gerüstet sein gegen alle derartigen Verwundungen und die Christen werden sich umsehen, nach den Juden, die jenen Carrikaturen gleichen und sie nicht mehr finden.“

⁵⁷ Vgl. Horch, Admonitio, S. 202f., 205f.

der Unterstufe zu verbannen, in der verständigeren Oberstufe aber weiterhin vorzustellen und differenziert zu deuten.⁵⁸

Bemerkenswert ist auch, daß Rückert als Autor in der Debatte von jeglichem Vorwurf verschont blieb. Seine philosemitische Einstellung hatte ein Anonymus in der Allgemeinen Zeitung des Judentums bereits fünf Jahre früher ausdrücklich gerühmt: „Unter den Männern, welche in neuerer Zeit für die Juden und ihre Rechte mit warmem Eifer eingetreten, steht der Dichter Friedrich Rückert obenan, dem sie in diesen Tagen in seiner Heimathstadt Schweinfurth ein Denkmal setzen. Es ist nicht wahr, daß Israel undankbar ist. Im Gegentheil: es bewahrt allen Denen, welche in Wort und Schrift und That für es eingetreten sind, stets ein treues, dankbares Gedenken. So wird auch Friedrich Rückert, der unsere Psalmen verdeutscht, der die rabbinische Spruchweisheit verherrlicht, der in seinen Studien stets die jüdische Litteratur berücksichtigt und im Leben immer mit Wärme für das Recht der Juden eingetreten, in unserer Mitte unvergessen bleiben.“⁵⁹

Anzumerken bleibt das hohe Niveau der Auseinandersetzung, die nirgends zur reinen Polemik herabsinkt. Alle Teilnehmer sind sich der Vieldeutigkeit literarischer Motive bewußt und verlieren die kommunikative Situation nicht aus dem Blickfeld: Sie differenzieren den potentiellen Leserkreis nach seiner Aufnahmefähigkeit und beziehen den sozialen und politischen Kontext mit seiner Chronologie in ihre Bewertungen ein: „Vor etlichen dreißig Jahren hat das Gedicht bei mir und meinen Mitschülern keinen besonders unangenehmen Eindruck gemacht; denn damals verallgemeinerte man noch nicht wie heute. Aber der Gegensatz zwischen Jüdisch und Deutsch wird von vielen Seiten immer mehr dahin zugespitzt, daß alles Deutsche unbedingt gut und alles Jüdische, ja sogar alle Juden unbedingt schlecht seien.“⁶⁰ Die Diskussionsteilnehmer bewiesen somit eine literarische Sensibilität, wie sie bei aktuellen Auseinandersetzungen um angebliche antisemitische Tendenzen in der deutschen Literatur oft schmerzlich vermißt wird.⁶¹

Der reife Goethe hat in „Dichtung und Wahrheit“, im 4. Buch des 1. Bandes seiner Autobiographie, seine frühe Begegnung mit dem Frankfurter Ghetto eindrucksvoll geschildert: „Zu den ahnungsvollen Dingen, die den Knaben und auch wohl den Jüngling bedrängten, gehörte besonders der Zustand der Judenstadt, eigentlich die Judengasse genannt, weil sie kaum aus etwas mehr als einer einzigen Straße besteht, welche in frühen

⁵⁸ Ebenda S. 209f.

⁵⁹ Anonym, Eine Erinnerung an Friedrich Rückert, in: Allgemeine Zeitung des Judentums 54 (1890), S. 515.

⁶⁰ Horch, Admonitio, S. 205. Wie die offiziöse jüdische Publizistik nach dem Holocaust Rückerts Gedicht bewertete, entnehme man einem Kommentar aus der Allgemeinen jüdischen Wochenzeitung Nr. 34 (25.11.1966), der im Anhang abgedruckt ist. Im Nachrichtenmagazin „Der Spiegel“, 20 (1966), Nr. 53, S. 106, ist unter der Rubrik „Hohlspiegel“ lakonisch vermerkt: „Nachdem jüdische Organisationen in West- und Süddeutschland gegen den Abdruck des Friedrich-Rückert-Gedichts „Vom Baumlein, das andere Blätter hat gewollt“ in einem von der Bremer Kaffeeirma „Eduscho“ an Kunden verteilten Märchen- und Gedichtbuch protestiert hatten, weil die vierte Strophe [...] antisemitischen Inhalts sei, wies die Firma nach Absprache mit den Protestanten alle Filialleiter an, in den bei ihnen ausliegenden Werbegeschenken das Wort „Jude“ zu streichen.

⁶¹ Ein aktuelles Beispiel dazu bietet Hans Otto Horch mit dem Hinweis auf die groteske Verknennung von Peter Roseggers Erzählung „Der Judenbaum“ als eines rassistischen Machwerks. Horch beklagt in diesem Zusammenhang“ die fehlenden literarhistorischen Kenntnisse und den Mangel an Lesefähigkeit“ (Admonitio, S. 98).

Zeiten zwischen Stadtmauer und Graben wie in einen Zwinger mochte eingeklemmt worden sein. Die Enge, der Schmutz, das Gewimmel, der Akzent einer unerfreulichen Sprache, alles zusammen machte den unangenehmsten Eindruck, wenn man auch nur am Tore vorbeigehend hineinsah. Es dauerte lange, bis ich allein mich hineinwagte, und ich kehrte nicht leicht wieder dahin zurück, wenn ich einmal den Zudringlichkeiten so vieler, etwas zu schwach unermüdet fordernder und anbietender Menschen entgangen war.“⁶² Wie Goethe in späteren Jahren noch immer dieses Erlebnis bedrängte, so hat auch Rückert aus der Rückschau des Mannesalters die Erfahrungen seiner Knabenzeit in Oberlauringen im Gedichtzyklus „Erinnerungen aus den Kinderjahren eines Dorfamtmannsohns“ poetisch zu bewältigen versucht. Dem Leser unserer Tage mag es dabei vorkommen, als ob sich die Judengasse der reichstädtischen Metropole gar nicht so sehr von der Judengasse des reichsritterschaftlichen Dorfes unterschieden habe:

„Wer Oberlauringen nicht hat
Seit einem Jahr geschauet,
Sieht staunend eine Judenstadt
Ins Dorf hinein Bebauet;
Sie kimmeln da und wimmeln da, als wie am Blatt
Blattläuse, daß es einem grauer.“⁶³

In beiden Schilderungen dominiert der Eindruck einer auf engstem Raum zusammengedrängten Menschenmasse von fremdartigem, unangenehmem Erscheinungsbild. Rückert verstärkt diesen negativen Eindruck durch die Verwendung eines Wortfeldes aus Bereich der Insekten, das sich mit „Kimmeln“ und „wimmeln“ ankündigt und mit dem vergleichenden Hinweis auf „Blattläuse“, die sich „am Blatt“ drängen, einen ersten Kulminationspunkt erreicht. Im Verlauf des Gedichts tritt dieses Wortfeld noch mehrfach auf („Spinn“, „den Faden dreht“, „Netz“, „Hummel“, „Spinnenfresser“),⁶⁴ wobei der aufmerksame Leser allerdings bald erkennen wird, daß sich nur eine dieser Metaphern, nämlich „arme Hummel“, unmittelbar auf die Oberlauringer Juden bezieht, die anderen aber die Dorfherrschaft und ihre gegen die Juden gerichteten Machenschaften betreffen.

Carl August Reichsfreiherr Truchseß von Wetzhausen (1762-1811), der „gnädige Herr“ des Gedichtes, hatte den Juden am südlichen Ortsrand von Oberlauringen Wohnstätten zugewiesen und sie unter seinen Schutz genommen.⁶⁵ Dieser Schutz war nicht unentgeltlich, und über die zahlreichen drückenden Abgaben an die weltliche und geistliche Obrigkeit hinaus waren die Juden Oberlauringens auch noch der Spielleidenschaft ihres Schutzherrn ausgesetzt.

⁶² Goethe, Werke, hrsg. v. Walter Höllerer u. a., Frankfurt a. M. 1965, Bd. 5, S. 135.

⁶³ GGE IV, S. 278.

⁶⁴ GGE IV, S. 278f.

⁶⁵ Ein Aktennachweis ist nicht mehr zu erbringen. Für andere reichsritterschaftliche Orte in Unterfranken stellt sich die Situation günstiger dar. So läßt sich zum Beispiel die „Peuplierungspolitik“ der Reichsritter für Unsleben im Grabfeld aus zeitgenössischer Quelle wie folgt darstellen: Im Jahre 1737 besiedelte die Dorfherrschaft „7 Untertanenhöfe, worin vorher Katholische gewohnt, mit lauter Juden, welche auch wirklich bis auf 20 Haushaltungen angewachsen, wozu er dies Jahr noch ein ander Haus neu erbaut und auf 8 Haushaltungen gerichtet, in welches auch noch Juden gesetzt werden.“ (zit. nach: Schubert, Arme Leute, S. 154).

Während sich aber die Honoratioren des Dorfes, Pfarrer und Amtmann, dem Ansinnen des Grundherrn entziehen können, werden die Juden, bedingt durch ihre Abhängigkeit, zu willfährigen Opfern des Barons:

„Wie unser Gnäd'ger ihn versteht,
Versteht kein Mensch den Rummel;
Im Spiel mit seinen Juden geht
Ihm hin wol sein Geschummel;
Sie sehn die Spinn' und sehn wie sie den Faden dreht,
Ins Netz doch mußst du, arme Hummel!“⁶⁶

Diese Zwangslage erregt die Schadenfreude der Bauern („Wenn unser Herr nun spielen will, läßt sich ein Jüdlein rupfen.“⁶⁷), aber auch ihre Empörung, da sie – mangels Kapitalkraft – als Spielpartner des Barons nicht attraktiv genug sind:

„Wir armen Bauern sind zu schlecht
Zu seinen Spielkameraden;
So blieb nur Abrahams Geschlecht
Zum Spielzeug seiner Gnaden.“⁶⁸

Nach der Logik der Bauern müssen sich die ausgebeuteten Juden nun ihrerseits schadlos halten, am Besitz der Bauern, die bei ihren jüdischen Kreditgebern verschuldet sind:

„Wenn unser Herr nun auszieht seinen Kammerknecht,
Kriegts doch der Bauer auszubaden.
Wie unser Bader Firnekrantz
Mit Salz reibt seine Egel,
So macht das Spiel sie durstig ganz
Aufs Blut der Bauernflegel.
Wenn nun sie aus dem Stall dir ziehn den letzten Schwanz,
Geh nur und spiel am Sonntag Kegel!“⁶⁹

Hinter den antisemitischen Affekten der bäuerlichen Bevölkerung, welche die Juden des Dorfes als kurz gehaltene „Jagdhunde“⁷⁰ des Dorfherrn anspricht, steht im Grunde eine antifeudale, erst in zweiter Linie, davon abgeleitet, eine judenfeindliche Haltung. Für die Bauern sind die Juden Opfer und Täter gleichermaßen, Ausbeutungsobjekte ihres Schutzherrn und Peiniger ihrer alteingesessenen Nachbarn. Das wird im historisch-juristischen Begriff des „Kammerknechts“⁷¹ und in der Metapher vom Blutegel angesprochen.

Die satirisch-überzeichnende Grundhaltung des Gedichtes tritt noch einmal gegen Ende hervor, als den vom Freiherrn zu Tisch geladenen Schützlingen in provozierender Weise Schweinefleisch vorgesetzt, zugleich aber der „Koscher-Wein“ unter einem Vor-

⁶⁶ GGE IV, S. 279.

⁶⁷ Ebenda.

⁶⁸ Ebenda.

⁶⁹ Ebenda.

⁷⁰ Ebenda.

⁷¹ Die Bezeichnung „Kammerknecht“, hier ein Archaismus, bezieht sich auf die der königlichen Schutzherrschaft unterstellten und deshalb der königlichen Kammer zahlungspflichtigen Juden des Mittelalters.

wand verweigert wird.⁷² Hier wandelt sich die soziale Anklage zum Possenspiel, das ein selbstherrlicher Edelmann mit einer ihm ausgelieferten religiösen Minderheit in Szene gesetzt hat. Wo aber ist Rückerts eigener Standort in diesem literarischen Mikrokosmos, diesem ländlichen Satyrspiel, dingfest zu machen?

Es konstituiert literarische Texte, daß Autor, Erzähler und Erzählfiguren in ihrer Erlebnisperspektive, in ihren Oberzeugungen und in ihrem Urteil auseinandertreten können. So sind also zu unterscheiden der 41 Jahre alte Professor Rückert als Autor des 1829 entstandenen Gedichts⁷³ und der zehn- bis zwölfjährige Sohn des Amtmanns als Erzähler, der aus seiner kindlichen Perspektive die Äußerungen und Verhaltensweisen der Erzählfiguren, des gnädigen Herrn, der Juden und der Bauern, erfährt und reproduziert. Die derbe Direktheit der Wortwahl, die ungenierte Gleichsetzung der zugewanderten Juden mit der Sphäre des Unsauberen und Tierisch-Niedereren,⁷⁴ das alles erklärt sich – aber rechtfertigt sich nicht – aus der spezifischen Erzählperspektive dieses Textes.

Der alternde Dichter hat Jahrzehnte später, in einem Brief vom 7. Nov. 1851 an seinen Vetter, den Pfarrer Dr. Emil Rückert, den ganzen Gedichtzyklus als eine „poetische Sünde [...]“ bezeichnet, ohne sich dazu näher zu erklären.⁷⁵ Wer sich aber der Mühe unterzieht, die 42 zum Teil recht umfangreichen Gedichte des Zyklus zu lesen, wird bald erkennen, daß das Gesamtwerk in zwei stimmungsmäßig diametral entgegengesetzte Teile auseinanderfällt: in einen idyllischen Teil, den schon der Gesamttitel ankündigt, mit gemütvollen, ländlichen Genreszenen, und in einen satirischen Teil, der ätzend kritische, zum Teil grotesk überzeichnete Porträts der Honoratioren, der Originale und der Minderheiten des Dorfes enthält. Dieser innere Widerspruch der Gedichtsammlung kann durchaus als poetischer Kunstfehler bezeichnet werden.

Wir wissen aus der Familienbiographie des Dichters, daß Rückerts Vater als Leiter des Truchsessischen Justiz- und Kameralamtes in Oberlauringen offensichtlich ungerichtfertigte Anschuldigungen seines Dienstherrn abwehren mußte, die im Jahre 1802 zu seiner Amtsenthebung führten.⁷⁶ Damit war auch die Existenz der großen Familie gefähr-

⁷² GGE IV, S. 279f.

⁷³ Prang, Rückert, S. 135. Vgl. auch die Besprechungen des Zyklus auf S. 16-18. Dort geht der Autor bemerkenswerterweise auf „Die Bauern und ihr gnädiger Herr“ gar nicht ein.

⁷⁴ Es läßt sich – auch bei namhaften Autoren – eine regelrechte Ungeziefer-Metaphorik nachweisen. Der Romantiker Clemens Brentano spottet, „jeder [...] kann diese von den ägyptischen Plagen übrig gebliebenen Fliegen [...] mit alten Kleidern, [...] Theaterzetteln [...], Pfandbriefen [...]. Humanität und Aufklärung [...] einfangen.“ (zit. nach Häusler, Strömungen, S. 301). Auch v. Arnim gestaltet in der Novelle „Die Majoratsherren“ (1820) ein gängiges Tableau: „Nichts als Juden, rief der Vetter, das ist die Judengasse, da sind sie zusammengedrängt, wie die Ameisen; das ist ein ewiges Schachern und Zanken und Zeremonienmachen [...]“ (zit. nach Kars, Bild, S. 38). Ernst Moritz Arndt entwirft in seiner Publizistik („Blick aus der Zeit auf die Zeit“, 1814) ein Zerrbild: „Unstät an Sinn und Trieb, umherschweifend, auflauernd, listig, gaunerisch und knechtisch duldet er [der Jude] allen Schimpf und alles Elend lieber als die stätige und schwere Arbeit [...] Wie Fliegen und Mücken und anderes Ungeziefer flattert er umher [...]“ (zit. nach Häusler, Strömungen, S. 303). Vgl. dazu auch Eleonore Sterling, Er ist wie du. Aus der Frühgeschichte des Antisemitismus in Deutschland (1815-1850), München 1956, S. 77 und 142.

⁷⁵ BB II, S. 1171.

⁷⁶ Siehe „Die Dienstes-Enthebung des Justiz-Beamten Rückert durch Freiherrn von Truchseß“ (Abschriften) (Sammlung Dr. Rüdiger Rückert Nr. F 102, Stadtarchiv Schweinfurt). Der Akt enthält den Dienstvertrag zwischen Carl August Freiherr v. Truchseß und Johann Adam Rückert aus dem Jahre 1793, den Briefwechsel zur Dienstenthebung aus den Jahren 1800 bis 1802, außerdem eine Appellation Rückerts an

det, ein traumatisches Erlebnis, das wohl noch den erwachsenen Dichter schmerzlich berührte und gegen den Verursacher einnehmen mußte. Interessant ist, daß der um seine Existenz kämpfende Vater Rückerts in seinem Rechtfertigungsschreiben vom 30. Juli 1802, das dem Dienstherrn den Rückstand der Abrechnungen verständlich machen soll, auch auf Rechtsauseinandersetzungen mit jüdischen Einwohnern Oberlauringens, so einem „Barnes Ascher Moses dahier“, verweist.

Den Vorwurf des Barons, sein Amtmann haben Oberlauringer Juden bei einem Konkursverfahren rechtlich vertreten und damit seine Kompetenzen überschritten, weist Johann Adam Rückert zurück. „Auf dringendes Anstehen“, so Rückert, habe er sich „hiesige[r] Schutzjuden [...] ohne Rücksicht auf Verdienst und bloß zum Besten meiner Amtsbefohlenen“ angenommen.⁷⁷

Dabei scheint Carl August v. Truchseß, Hauptwidersacher des Amtmanns,⁷⁸ seinen jüdischen Schutzbefohlenen gegenüber wirklich ohne Berührungsängste gewesen zu sein. Er spielte nicht nur Karten mit den Männern, sondern gab auch, wie der Ortsgeistliche beklagte, „den Judenmädchen“ am Karfreitag einen Ball.⁷⁹

Als der Edelmann im Jahre 1811 gestorben war, urteilte Pfarrer Georg Andreas Stepf in einem offiziellen Bericht an das königliche Landgericht in Hofheim über die Ansiedlungspolitik des Freiherrn: „Der verstorbene Gutsherr hat die Excremente aller Verworfenen gesammelt und aufgenommen.“⁸⁰ Diese drastische Einschätzung des protestantischen Ortsgeistlichen belegt einmal mehr die Existenz eines allgegenwärtigen, latenten Antisemitismus in seiner christlichen Variante, dessen Einfluß sich ohne Zweifel auch der junge Rückert nicht entziehen konnte.

Im Herbst 1827 trat Rückert, seit weniger als einem Jahr ordentlicher Professor der orientalischen Sprachen an der Universität Erlangen, auf einer Wanderung von Bamberg nach Schweinfurt in näheren Kontakt mit Angehörigen des fränkischen Landjudentums. Diese Episode soll nicht unerwähnt bleiben, denn sie ist bei aller Zufälligkeit doch symptomatisch für das Verhältnis des Bildungsbürgertums der Restaurationszeit zu der randständischen Gruppe des Landjudentums. Im Grundsatz seit 1813 emanzipiert, in der gesellschaftlichen Wirklichkeit aber durch zahlreiche rechtliche Beschränkungen gehemmt, lebten viele Landjuden auch in den wohlhabenderen Gemeinden des Maintals noch immer in kümmerlicher Existenz. Die allgemeine Freizügigkeit war ihnen verwehrt, sofern sie

die „Churfürstliche Landes-Direction“ vom 18. Juli 1803 und die Antwort der Regierung in Würzburg vom 26. Juli 1803.

⁷⁷ Siehe „Dienstes-Enthebung“, unpag.

⁷⁸ Carl August gehörte der Sternberger Linie der Truchseß an. Zwischen ihm und dem von Friedrich Rückert so verehrten „Ritter von der Bettenburg“, Christian v. Truchseß, bestand offenbar keine Blutsverwandtschaft, obwohl sich die Mitglieder der verschiedenen Linien untereinander als „Vetter“ zu bezeichnen pflegten (frdl. Auskunft von Freifrau Hedwig v. Truchseß, Bundorf).

⁷⁹ Zit. nach Hans Heimstädt, Friedrich Rückert in Oberlauringen, Oberlauringen 1965 (Masch.), S. 38.

⁸⁰ Ebenda. Die desolante Quellenlage erlaubt es nicht, dieser Behauptung auf den Grund zu gehen. Sie kann sich jedenfalls nicht nur auf die Schutzjuden des Ortes bezogen haben. War Oberlauringen vielleicht eine Art „Freihof“ für Zigeuner, anderes Fahrendes Volk und eben auch für mittellose Juden? Bei Schubert, Arme Leute, fehlt jeder Hinweis auf Oberlauringen.

nicht über außerordentliche unternehmerische und berufliche Fähigkeiten verfügten.⁸¹ Sie blieben an bestimmte, zumeist kleine Wohnorte gebunden. Die Abwanderung in größere, städtische Gemeinden setzte erst nach der zweiten Emanzipationswelle seit 1848 ein⁸² und wurde durch die in den fünfziger Jahren stürmisch voranschreitende Industrialisierung begünstigt.

Als Professor Rückert an einem lauen Septemberabend des Jahres 1827 Bamberg verließ, um am Main entlang nach Schweinfurt zu ziehen, traf er noch auf Judengemeinden, die in den scheinbar beschaulichen, ökonomisch und soziokulturell stagnierenden Verhältnissen des Biedermeier lebten. Deutlich spürbar ist die emotionale Distanz, mit welcher der Gelehrte die Lebensäußerungen dieser „Bürger zweiter Klasse“ betrachtete: „Unter andern kam ich auch an einer ganz feyerlich erleuchteten und hell auf plappernden ungemein großen Judenschule vorbei; ich erfuhr erst am folgenden Mittag, was der besonders zahlreiche nächtl. Gottesdienst zu bedeuten habe, sie haben nemlich jetzt ihr Laubhütten.“⁸³ Wenn Rückert seinen Eindruck vom nächtlichen Gottesdienst in einer Dorfsynagoge⁸⁴ schildert, dann läßt er die Gottesdienstbesucher „hell auf plappern [...]“, so als wolle er, der Hebräischkundige, damit andeuten, die Gläubigen verstünden ihre Gebete und Gesänge gar nicht, sondern gäben lediglich Unverstandenes mechanisch wieder, um einer erstarrten Tradition Genüge zu tun. Auch ein Besuch in den Laubhütten Wonfurts, das der Wanderer am folgenden Tag auf dem Weg nach Schweinfurt erreichte, läßt ironische Distanz, ja Abwehr erkennen: „Um 11 Uhr hatte ich schon zu Mittag gespeist, nichts besonderes, dann besah ich der Juden Laubenhütten, deren 13 an einem einzigen langen ganz von Juden vollgenisteten Hause dem Wirtshaus gegenüber aufgerichtet waren; die Judenfrauen machten sich eine große Ehre daraus, mir die Herrlichkeit ihrer aufgehängenen Früchte, Trauben, Flaschenhalskürbisse p. darin zu zeigen, und hielten mich für einen Abgesandten aus Jerusalem, weil ich den in die Teppiche der Hütte eingeschriebenen hebt. Vers, des Inhalts: In Hütten sollt ihr wohnen 7 Tage lang, lesen konnt.“⁸⁵ Im Bilde des „ganz von Juden vollgenisteten Hause[s]“ deutet sich jene Insekten-, wenn nicht Ungeziefermetaphorik an, die das zwei Jahre später entstandene Gedicht „Die Bauern und ihr Gnädiger Herr“ negativ bestimmt. Zwar wird die spontane Gastfreundlichkeit der „Judenfrauen“ anschaulich dargestellt und gewürdigt, dann aber ihre Naivität und Unbildung karikiert.

Doch bald sollten auch „gebildete“, emanzipierte Juden in Rückerts Gesichtskreis treten und sein einseitig bestimmtes Judenbild verändern. Nach den Befreiungskriegen hatte nämlich ein Akkulturationsprozeß begonnen, der begabte Söhne von Rabbinern und „Handelsmännern“, wie es in den zeitgenössischen Angaben heißt, an die Gymnasien und

⁸¹ Vgl. Schwarz, *Juden in Bayern*, S. 328ff.: „Edikt die Verhältnisse der jüdischen Glaubensgenossen im Königreiche Baiern betreffend“, besonders die Paragraphen 12 und 13.

⁸² Vgl. Schwarz, S. 260ff. Der diskriminierende Matrikelparagraph wurde 1861 abgeschafft.

⁸³ BB I, S. 439 (Brief an Luise Rückert vom 8. Sept. 1827).

⁸⁴ Die topographischen und chronologischen Angaben in besagtem Brief (BB I, S. 438f.) verweisen auf das frühere Zehnthaus von Trunstadt. Der von Rückert als „ungemein große [...] Judenschule“ bezeichnete Bau wird in einem Inspektionsbericht von 1835 als „geräumig, hell und [...] geeignet“ eingeschätzt (zit. nach Guth, *Landgemeinden*, S. 313; dort findet sich auch eine Zeichnung der Trunstädter „Judenschule“).

⁸⁵ BB I, S. 439.

Universitäten führte. Heinrich Heine, wohl der berühmteste Vertreter dieses neuen Sozialisationstypus, promovierte bereits 1825 in Göttingen, Karl Marx, sicherlich der fatalste Denker in diesem Umkreis, 1841 in Jena. Es entbehrt nicht der Pikanterie, daß sich schon 1829, also nur drei Jahre nach Rückerts Ernennung zum „ordentlichen Professor der orientalischen Sprachen“ in Erlangen, ein gewisser Simon Ferdinand Benary, einer jüdischen Familie entstammend, als Privatdozent für orientalische Sprachen und alttestamentliche Exegese an der Universität Berlin habilitieren konnte.⁸⁶ Benary lehrte und forschte auf Rückerts ureigensten Gebieten und war ihm in den Sanskritstudien sogar voraus. So schreibt Rückert an Benary, der ihm seine Übertragung des Sanskrit-Werkes „Nalodaya“ übersandt hatte, anerkennend und selbstkritisch: „Ich habe gefunden, daß Sie sehr vieles besser verstanden haben als ich bei meiner früheren Durcharbeitung; einzelnes glaube ich jetzt wieder besser zu verstehen, denn es ist auf diesem Felde durchaus kein Ende der immer fortschreitenden Einsicht.“⁸⁷ Als Benary schon zu Beginn seiner Hochschullaufbahn einen Ruf auf den Lehrstuhl für Orientalische Philologie an der Universität Petersburg erhielt, merkte Rückert in einem Brief an Benarys Lehrer Franz Bopp humorvoll, aber auch ein wenig neidisch an: „Daß H[err] Benaryi [sic] schon ärnten soll, wo er kauen gesäet, freut mich. Ich wünschte, man könnte mich selbst auch in Petersburg gebrauchen, denn unser deutsch-griechisch-italienischer poetischer Künstlerkönig läßt einen armen abgedankten Poeten und nothgedrungenen Orientalisten mit sechs Kindern hungern wie einen indischen Bäufer. Es reißt mir nun wirklich die Geduld, und ich muß endlich ein ordentliches gelehrtes Werk loslassen, um mich bei der übrigen Welt zu melden.“⁸⁸

Auch in der fränkischen Provinz hatte sich aus dem Landjudentum eine kleine Gruppe akademisch gebildeter Personen herausgehoben. Ein Angehöriger dieser „ersten Generation“ jüdischer Akademiker war Leopold Stein (1810-1882). Er studierte zu Beginn der dreißiger Jahre unter anderem bei Rückert in Erlangen und wirkte ab 1834 als Distriktsrabbiner im oberfränkischen Burgkunstadt.⁸⁹ Stein neigte der liberalen, reformerischen Richtung im religiösen Judentum zu und setzte diese Tendenz auch in Frankfurt a. M. fort., wo er seit 1843 tätig war.⁹⁰ Im Jahre 1845 zum Vorsitzenden der „Zweiten Rabbinerversammlung“ in Frankfurt gewählt, vertrat er die gemäßigte Variante der jüdischen

⁸⁶ Vgl. ADB, Bd. 46, Leipzig 1902, S. 346f.

⁸⁷ BB I, S. 491. Vgl. auch Rückerts Urteil über Benary im Brief an Franz Bopp vom 12. August 1830 (BB I, S. 489).

⁸⁸ BB I, S. 496.

⁸⁹ Leider ist Leopold Stein im Biographienband der Begleitbände zur Ausstellung „Siehe der Stein schreit aus der Mauer“ nicht berücksichtigt worden (Geschichte und Kultur der Juden in Bayern. Lebensläufe, München 1988). Vgl. aber ADB, Bd. 35, Leipzig 1893, S. 660f. Die dort erwähnten Studienorte Bayreuth und Erlangen waren trotz intensiver Nachforschungen in den Archiven der Gymnasien und der Universität nicht zu belegen (Siehe die Arbeiten von Ursula Münchhoff. Rückerts Erlanger Freunde und Schüler, in: Hartmut Bobzin (Hrsg.), Friedrich Rückert an der Universität Erlangen 1826-1841, Erlangen 1988, S. 43-99; „Dieses Glück erhalte und kräftige in unseren Herzen, ewiger Gott, daß wir auch in reifen Jahren der Wohltat nicht vergessen“. Jüdische Schüler des Gymnasiums Fridericianum Erlangen 1815-1861, in: Erlanger Bausteine zur fränkischen Heimatforschung 37 (1989), S. 65-92.). Für weitere, briefliche Auskünfte ist der Verfasser Frau Münchhoff (Erlangen) zu Dank verpflichtet.

⁹⁰ Genaueres zum Lebenslauf in: Jüdisches Lexikon, Bd. IV/2, Berlin 1930, Sp. 706 (Sally Gans). Die hier postulierte Freundschaft mit Rückert ist als Faktum in die Literatur eingegangen, bedarf aber genauerer Überprüfung.

Reformbewegung.⁹¹ Stein bat Rückert im Sommer 1837 um Unterstützung bei der Drucklegung des neuhebräischen Lehrgedichtes „Keter malkut“ des jüdisch-spanischen Dichterphilosophen Salomo ben Gabirol, das Stein unter dem Titel „Königskrone“ ins Deutsche übersetzt hatte.⁹² Rückert lobte diese Übertragung als „vollkommen wohl gelungen“ und bezeichnete Stein sogar als „des Hebräischen ebensowohl als des deutschen Verses vollkommen Meister“.⁹³ Allerdings lehnte es Rückert ab, das von Stein erbetene Vorwort zu schreiben, und zwar, wie er betonte, aus grundsätzlichen Erwägungen.⁹⁴ Stein hatte Rückert mindestens zweimal besucht.⁹⁵ Der Dichter trat in dieser Zeit als Herausgeber eines „Musenalmanachs“ auf, eines kleinformatigen, auf das moderne Taschenbuch vorausweisenden Bändchens, zugleich aber einer typischen Erscheinungsform biedermeierlicher poetischer Kultur. Es erschienen vierzehn Gedichte Steins in Rückerts „Erlanger Musenalmanach für das Jahr 1838“.⁹⁶ Dort wird Stein als „Rabbiner in Burgkunstadt vorgestellt,⁹⁷ und schon dem ersten langen Gedicht mit dem Titel „Des Sängers Heimat“ ist ein hebräisches Motto, in hebräischer Schrift und in deutscher Übersetzung, beigegeben.⁹⁸ Man vermag hieraus zu ersehen, daß Rückert durchaus keine Berührungsängste gegenüber dem gebildeten Judentum und seiner Poesie empfand, und die Koexistenz hebräischer und lateinischer Lettern in seinem Musenalmanach erscheint im Nachhinein als ein schönes Zeugnis der von Rückert so wortgewaltig beschworenen Einheit der Weltpoesie „in allen ihren Zungen“.⁹⁹

Wie heikel des Dichters Verhältnis zur hebräischen Poesie allerdings war, wird wenig später deutlich, als Rückert die ihm übersandten „Jüdischen Sagen und Dichtungen“ des Gymnasiallehrers Carl Krafft¹⁰⁰ beurteilte. Er lobte die Leistung des Übersetzers, „aus soviel Schutt soviel Goldkörner hervorzuholen“. Die neuhebräische Poesie sei nach dem „innere[n] Gehalt“ „schwach u[nd] mangelhaft“, es fehle ihr der „inner[e] Kern“ und „alle

⁹¹ Stein wird von Wiesemann (Rabbiner, S. 280), Guth (Landgemeinden, S. 72) und von Josef Mutschmann (Als aus Juden Nachbarn und aus Nachbarn Juden wurden, in: Günter Dippold/Josef Urban (Hrsg.), Im oberen Maintal, auf dem Jura, an Rodach und Itz. Landschaft, Geschichte, Kultur, Lichtenfels 1990, S. 320) kurz gewürdigt.

⁹² Die Übersetzung erschien 1838 in Frankfurt a. M.: Salomo ben Gabirol, Königs-Krone. Metrisch übersetzt von Leopold Stein. Der Literatur-Brockhaus, Mannheim 1988, Bd. 2, S. 12 (Stichwort „Gabirol“) nennt hingegen das Jahr 1856 als Jahr der Erstübersetzung ins Deutsche.

⁹³ BB I, S. 645 (Brief an Leopold Stein vom 19. Juni 1837).

⁹⁴ Vgl. ebenda: „[...] muß ich mich meiner völligen Unfähigkeit zum Einnehmen einer solchen Stellung vor der Lesewelt, entschuldigen“.

⁹⁵ Ebenda.

⁹⁶ Siehe dort S. 169-188. Kein geringerer als Gabriel Rießer, der spätere Vizepräsident der Deutschen Nationalversammlung von 1848 und Leitfigur des emanzipierten, liberalen deutschen Judentums, beglückwünschte seinen Freund Stein zu dem „Dir von Rückert bewiesenen Wohlwollen“ (Brief an L. Stein vom 30. Okt. 1837, in: BF I, S. 397f.). Stein hat viel später, im Todesjahr Rückerts, den Dichter in einem betont national gehaltenen Vortrag gewürdigt: Friedrich Rückert's Leben und Dichten. Vortrag [...] vor dem „Kaufmännischen Verein“ zu Frankfurt a. M., Frankfurt a. M. 1866.

⁹⁷ Erlanger Musenalmanach, unpag.

⁹⁸ Ebenda S. 171.

⁹⁹ Vgl. „Ermuthigungen zur Uebersetzung der Hamasa, einer Sammlung alt-arabischer Volkslieder. 1828“, in: GGE I, S. 28.

¹⁰⁰ Jüdische Sagen und Dichtungen nach den Talmuden und Midraschen nebst einigen Makamen aus dem Divan des Alcharisi, Ansbach 1839. Carl Krafft war der Direktor der Ansbacher Töchterschule.

poetische Erfindung“, wenn man sie mit der Dichtung der Perser und Araber vergleiche. Rückert führt diese Mängel auf eine von ihm postulierte „nationale Schadhaftheit oder Beschränktheit“, auf eine „blos jüdische [...] Ansicht“ zurück.¹⁰¹ Mit diesem vernichtenden Urteil, das der Rabbiner Stein freilich nicht zu hören bekam, variierte Rückert jedoch nur, was ihm der Übersetzer Krafft selbst geschrieben hatte. Die neuhebräische Literatur sei von solcher Art, daß daran nur „Kärner“ wie er, aber „schwerlich Könige“ wie Rückert „ihre edlen Kräfte vergeuden“ sollten.¹⁰²

In den vierziger Jahren studierten in Berlin Moritz Lazarus und Heyman (Heinrich) Steinthal, ersterer aus einer jüdischen Gelehrtenfamilie, die in Preußen ansässig geworden war,¹⁰³ letzterer der Sohn eines jüdischen Kaufmanns aus Anhalt.¹⁰⁴ Besonders Steinthal betrieb intensive sprachwissenschaftliche Studien. Verbindungen mit Rückert lassen sich jedoch noch nicht nachweisen. Erst ab 1854, als sich der Dichtergelehrte längst nach Neuses zurückgezogen hatte, kam es zu einem intensiven Gedankenaustausch mit Lazarus, aus dem sich bald freundschaftliche Beziehungen entwickelten.¹⁰⁵ Lazarus legte Rückert sein Werk „Über den Begriff und die Möglichkeit einer Völkerpsychologie“ vor und übermittelte zugleich seines Schwagers Steinthal Buch „Die Classification der Sprachen“.¹⁰⁶

Wir verdanken Lazarus anschauliche, wenig bekannte Schilderungen von Rückerts Altersjahren im beschaulichen Neuses und erhalten dabei Einblicke in die Gedankenwelt des Dichters, der am Judentum und seiner Tradition gerne das Kleinliche tadelte, ohne selbst von kleinlichen Stereotypen ganz frei zu sein: „Unter anderem teilte er mir mit, daß er, mit koptischen Studien beschäftigt, die Grammatik an der Hand der Pentateuchübersetzung studiere; dabei würden ihm all die Reinigungs- und Opfergesetze des dritten, die Zählungen und Wanderungen des vierten Buches, da er sie langsam und sehr genau lesen müsse, höchst langweilig.“¹⁰⁷ In einem Gedicht, das er Lazarus brieflich mitteilte, glaubte der Autor, das Kleinliche am mosaischen Glauben gegen die Großartigkeit der monotheistischen Gottesvorstellung abheben und menschlicher, vielleicht jüdischer, Mentalität zurechnen zu können:

„Gott der Herr besprach am Sinai
Mit Moses und Aaron Dinge, die
Wenig das Volksregiment angehen –
Wie zu behandeln des aussätzigen
Volkes Gesicht und Hände,
Gewand und Häuserwände -
War das für Gott ein so Großes? –
Nein, aber für Aaron und Moses.“¹⁰⁸

¹⁰¹ BB I, S. 713f. (Brief an Carl Krafft vom 24. Nov. 1838).

¹⁰² BF 1, S. 440 (Brief an Friedrich Rückert vom 31. Okt. 1838).

¹⁰³ Vgl. NDB, Bd. 14, Berlin 1985, S. 12f.

¹⁰⁴ Vgl. ADB, Bf. 54, Leipzig 1908, S. 467-474.

¹⁰⁵ Siehe Moritz Lazarus, Lebenserinnerungen, Berlin 1906, S. 1-28 (Kap. 1 „Rückert“).

¹⁰⁶ „Die Classification der Sprachen, dargestellt als die Entwicklung der Sprachidee“ (1850). Vgl. Lazarus S. 4.

¹⁰⁷ Lazarus, S. 5.

¹⁰⁸ BB II, S. 1360 (Brief an Moritz Lazarus vom 29. März 1863).

So frei und ungezwungen Rückert mit jüdischen Gelehrten Umgang pflegte, so hartnäckig hielt er über Jahrzehnte hinweg an negativen Sprach- und Denkklišees fest, mit denen die Juden zunächst einmal in den Bereich des Kommerziellen verwiesen und mit weiteren stigmatisierenden Eigenschaften ausgestattet wurden. So wird in einem Brief vom Oktober 1814 Ludwig Robert, „dem Juden“, unterstellt, er sei vom bösen Geist besessen, weil er es wage, in Hexametern zu dichten.¹⁰⁹ Im Jahre 1884, also dreißig Jahre später klagt Rückert über einen Rezensenten, der sein Drama „Herodes der Große“ kritisiert hatte: „Gerade was das Jüdlein anzustellen hatte, ist der Stolz meiner Arbeit.“¹¹⁰ Wenn es um heikle Geschäfte, etwa in Verbindung mit Erbensprüchen und Krediten geht, fällt ihm wieder „ein [...] verständige[r] Jude [...]“ ein.¹¹¹ Im Februar 1850 ist ihm „de[r] leidige [...] Königsberger jüd[ische] Autor“ lästig, der nach dem Verbleib seines Manuskripts fragt.¹¹² Seine wuchernde Barttracht entsetzt ihn eines Morgens und er meint, sein Bart sei ihm „wie einem Juden gewachsen.“¹¹³ Im Winter 1847 kann er sich von der Vorlesungspflicht in Berlin aus gesundheitlichen Gründen freimachen und beruhigt sein Gewissen in einem langen Brief an seine Frau; dabei gibt er eher beiläufig und ohne erkennbare Abwehr die Meinung eines seiner Schüler wieder, es hätten sowieso „nur einige stinkenden Juden“ auf ihn gewartet.¹¹⁴

Die auf solche Art und Weise drastisch festgestellten Stärken und Schwächen der Juden fordern den Dichter heraus und leiten ihn auf den ausgetretenen Pfad eines gemäßigten Antisemitismus, der in der Attitüde des Erziehers auftritt, um die Judenheit zur deutschen Kulturnation emporzuheben:

„Das Geschlecht der Juden
 Hat an sich gerissen,
 Wie des Handels Buden,
 Also Kunst und Wißen.
 Sollen ihnen feindlich
 Wir entgegen treten?
 Oder lieber freundlich
 Sie in uns verkneten?
 Doch um sie gedeihlich
 Zu assimilieren,
 Müßen wir ja freilich
 Sie emanzipieren.“¹¹⁵

¹⁰⁹ BB I, S. 51. Ludwig Robert (1778-1832) war ein Bruder von Rahel Varnhagen (vgl. ADB, Bd. 28, Leipzig 1889, S. 720-722). Er ließ 1817 bei Cotta in Tübingen eine Gedichtsammlung „Kämpfe der Zeit“ erscheinen.

¹¹⁰ BB II, S. 955.

¹¹¹ BB III, S. 145.

¹¹² BB II, S. 1144.

¹¹³ BB I, S. 744.

¹¹⁴ BB II, S. 1079. Dieser Student war bezeichnenderweise Paul Bötticher (Paul de Lagarde), der spätere Orientalist und antisemitische Kulturphilosoph (1827-1891).

¹¹⁵ „Jetzt am Ende der Zeiten.“ Unveröffentlichte Gedichte, hrsg. v. Richard Dove, Frankfurt a. M. 1988, S. 87 (Nr. 463). Datiert 1864.

Doch der Dichter war wohl zu klug, um über kulturhistorische Entwicklungslinien einfach hinwegzusehen. Denn resigniert, zugleich aber selbst- und kulturkritisch heißt es über das eigentliche Erstgeburtsrecht an der Schriftkultur:

„Da ihr aus der Literatur
Nicht werdet los die Juden,
Sagt eines euch zum Troste nur
Bei ihren Trödelbuden:
Ihr hättet nie das Alfabet
Erfunden, ihr Germanen;
Erst von Semiten kam es spät
Zu Griechen und Romanen.
Semiten-Scharfblick hat den
Laut Geprägt in Stein und Erze,
Den ihr zuletzt habt überthaut
Mit edler Druckerschwärze.“¹¹⁶

Vor Heines Begabung verstummte allerdings Rückerts Kritik an der Präsenz des Judentums in der deutschen Literatur. Die außerordentliche Erscheinung Heines hob ihn über das Niveau literarischer „Trödelbuden“ hinaus, die damals ohnehin mehr mit dem austauschbaren Tand romantischer Epigonen deutscher Provenienz gefüllt waren. Zwar stand Rückert dem Dichter Heine durchaus nicht unkritisch gegenüber, doch hat er ihn niemals als „Juden“ apostrophiert. Spricht Rückert von Heines „Fratze“, die den Leipziger Musenalmanach von 1836 ziere,¹¹⁷ so darf man das bei einem Autor, der in seinen Briefen des öfteren recht drastische Ausdrücke zu verwenden pflegte, nicht allzu ernst nehmen. Rückert war sich der poetischen Qualitäten Heines wohl bewußt:

„Wen ich zunächst an Göthe den Lyriker wage zu stellen?
Hölty zur einen und halb Heine zur anderen Hand.“¹¹⁸

An die zeitgenössischen Lyriker appelliert er, eigener poetischer Sünden eingedenk:

„Wie Schiller viele seiner Trauerspiele
So habt ihr eurer Lieder viele
Um vieles viel zu lang gemacht.
Auf Göthe habt, auf Heine habet Acht!
Wie schnell gelangen die zum Ziele!“¹¹⁹

Noch in der Kritik an Heine findet sich die Zuordnung zu Goethe, wenn Rückert Heines Erotik „im sumpfigen Tal“, die Goethes aber „auf sonniger Höh“ lokalisiert, während Schiller und Uhland fast gänzlich unerotische Dichter seien.¹²⁰

Seinen eigenen Platz unter den Epigonen der Deutschen Klassik sah Rückert „zwischen Uhland und Heine“, wie er bereits 1835 an den jungdeutschen Kritiker Gustav

¹¹⁶ Ebenda, S. 87E (Nr. 464). Datiert 1864.

¹¹⁷ BB I, S. 665 (Brief an Karl Dräxler-Manfred vom 24. Sept. 1837) und S. 669 (Brief an Joseph Kopp vom 25. Sept. 1837).

¹¹⁸ Unveröffentlichte Gedichte, S. 34 (Nr. 11). Datiert ca. 1859/60.

¹¹⁹ Ebenda, S. 35 (Nr. 118). Datiert ca. 1865.

¹²⁰ Ebenda, S. 34 (Nr. 109). Datiert ca. 1852-54.

Kühne schrieb.¹²¹ Mit dieser literarischen Standortbestimmung variierte der Dichter allerdings nur einen Gemeinplatz der zeitgenössischen Literaturkritik, die, – von Wolfgang Menzel bis zu Friedrich Engels in seltener Einmütigkeit – nach Goethes Tod das Dreigestirn „Uhland – Rückert – Heine“ in seine Nachfolge einsetzte.¹²² Während aber Uhlands Reputation Rückert immer wieder zu bitteren und bissigen Bemerkungen verleitete,¹²³ ließ ihn Heines Ruhm emotional unerschüttert. Dabei hatten sich in den dreißiger Jahren Heines „Buch der Lieder“ und Rückerts „Liebesfrühling“ beinahe ein Kopf-an-Kopf-Rennen um die Gunst des Lesepublikums geliefert, bis Rückert endlich doch zurückstehen mußte.¹²⁴ Seine Gelassenheit gegenüber Heines Erfolg hat ihre Wurzel nicht zuletzt in der Verschiedenheit beider Dichter, ihrer Persönlichkeit, ihrer poetischen Mittel und Botschaften, was einen Verdrängungswettbewerb beim Publikum zwar nicht ausschloß, aber die Niederlage für Rückert erträglicher machte. Bedeutsam bleibt, daß Heines jüdische Herkunft Rückert keine Zeile wert ist, ihm also offensichtlich kein Problem darstellt. Freilich bleibt zu bedenken, was Ludwig Börne, Heines Rivale und mit-jüdischer Leidensgenosse, über den Umgang mit Menschen jüdischer Herkunft zu formulieren wußte: „Es ist wie ein Wunder! Tausendmale habe ich es neu erfahren und doch bleibt es mir ewig neu. Die einen werfen mir vor, daß ich ein Jude sei; die anderen verzeihen es mir; der dritte lobt mich gar dafür; aber Alle denken doch daran. Sie sind wie gebannt in diesem magischen Judenkreise, es kann keiner heraus.“¹²⁵

Heine, der Rückert auch zur Zielscheibe seiner Spottlust machte, hat sich gleichwohl einmal als junger Dichter an Rückerts Seite gestellt: „Uhlands Ton ist nicht eigenthümlich genug und gehört eigentlich den alten Gedichten, woraus er seine Stoffe, Bilder und Wendungen nimmt. Unendlich reicher und origineller ist Rückert, aber ich habe an ihm zu tadeln alles, was ich an mir selbst tadeln: Wir sind uns im Irrthum verwandt, und er wird mir oft so unleidlich, wie ich es mir selbst werde.“¹²⁶ Der alternde Rückert konnte diese Aussage noch zur Kenntnis nehmen und poetisch-ironisch kommentieren:

„Heine, Gefühlsideal weinreisender Handlungsjünger,
Handwerksburschengesang, Müllersches Lirilar!
Hat nicht einer den andern gelobt, auf Rückert und Uhland
Dabei Seiten geblickt? sihe den Heineschen Brief!“¹²⁷

¹²¹ BB I, S. (Brief vom 13. Dez.).

¹²² Vgl. Max-Rainer Uhrig, Zwischen Poesie, Philologie und Klassenkampf. Friedrich Rückert als Bildungserlebnis des jungen Friedrich Engels, in: Hartmut Bobzin u. a. (Hrsg.), Rückert-Studien, Bd. V, Schweinfurt und Wiesbaden 1990, S. 54-63, bes. S. 58f.

¹²³ Vgl. Richard Dove, „Zwischen Uhland und Heine“: Zum historischen Ort Friedrich Rückerts, in: Wolf Dietrich Fischer/Rainer Gömmel (Hrsg.), Friedrich Rückert. Dichter und Sprachgelehrter in Erlangen. Referate des 9. interdisziplinären Colloquiums des Zentralinstituts, Neustadt a. d. Aisch 1990, S. 157-178, bes. S. 176f.

¹²⁴ Siehe Max-Rainer Uhrig, Anakreontisches Erbe und biedermeierliche Eigenart. Stilhaltung und Lebensgefühl in Rückerts lyrischem Zyklus „Haus und Jahr“ und seinem Umkreis, in: Fischer/Gömmel, Dichter und Sprachgelehrter, S. 179-202, bes. S. 185f.

¹²⁵ Zit. nach: Ruth L. Jacobi, Heinrich Heines jüdisches Erbe, Bonn 1978, unpag. (Vorsatzblatt).

¹²⁶ Brief an Wilhelm Müller vom 7. Juni 1826. Zit. nach: Dove, Uhland und Heine, S. 167.

¹²⁷ Ebenda, S. 178. Datiert ca. 1859/60.

Während sich Rückert und Heine niemals begegneten, trat Rückert dem Erzähler der „Schwarzwälder Dorfgeschichten“, Berthold Auerbach, auch persönlich näher. Das Phänomen eines jüdischen Kaufmannssohnes, der den Burschenschaften nahesteht, daraufhin von der Obrigkeit gemaßregelt und vom Rabbinerexamen ausgeschlossen wird, ist schon ungewöhnlich genug.¹²⁸ Auerbach, der nunmehr das unsichere Wanderleben eines freien Schriftstellers führte, gilt als Begründer der Dorfgeschichte, einer Gattung der deutschen Literatur, die realistische und provinzielle Elemente verbindet und des Kosmopolitismus' bestimmt unverdächtig ist. Auerbachs früher Realismus weist eine Tendenz zum Empfindsamen und Sentimentalen auf, und die Fülle seiner Erzählungen – zwölf Bände zwischen 1843 und 1871 – ist kaum überschaubar. So weist doch eine Brücke zu Rückert hinüber, denn nicht nur quantitatives Überborden, sondern auch idyllisch-sentimentale Züge sind Rückerts „Haus- und Jahresliedern“ und anderen Gedichtsammlungen eigen-tümlich.

Über Rückerts persönliche Beziehungen zu Auerbach besitzen wir aufschlußreiche Zeugnisse. So hat sich Auerbach 1866, im Todesjahr Rückerts, seiner erinnert, diese Erinnerung aber anekdotenhaft überhöht. „Wie Rückert seine Lieder singen hörte“ gehört bezeichnenderweise zu den „Gesammelten Volkserzählungen“ Auerbachs.¹²⁹ Was zunächst zeitlich und örtlich fixiert wird – Leipzig im Frühjahr 1846 – gerät unversehens zu einem literarischen Kabinettsstück:

„An einem sonnenhellen Frühlingsmittag saß ich in dem schönen Garten beim Hause. Da trat ein Mann von mächtiger Gestalt und markigem Antlitze, mit langen weißen, bis auf die Schultern fallenden Locken, die Mütze auf dem Haupte und mit einem bis auf die Kniee herabreichenden Rocke bekleidet, auf mich zu. Geben Sie mir auch einen Stuhl', sagte er, ich lasse mich auch gern von der Frühlingssonne durchwärmen. Ich heiße Friedrich Rückert, Sie haben mich in Berlin besucht und nicht getroffen.' So ungefähr sprach er, und ich kann nicht sagen, wie mich's ergriff, da mir der große, innig verehrte Mann seine starkknochige Hand darreichte.“¹³⁰

Rückert wird dann an der Tafel eines Hotels stürmisch gefeiert und von Auerbach in das Haus einer Sängerin geführt, die ihm Schumanns „Liebesfrühling“-Kompositionen vorträgt:

„[...] Rückert saß da und schaute drein und dicke Thränen rollten ihm die gefurchten Wangen herab. Die Kette der Lieder brach nicht ab. Jetzt, da eines zu Ende war, sagte ich mit der Uhr in der Hand, es sei Zeit zum Aufbruch. Rückert stand auf, küßte die holde Sängerin auf die Stirn, wir gingen die Treppe hinab, wir gingen über die Straßen, es wurde kein Wort gesprochen, wir kamen in das nahe Posthaus, die Pferde waren bereits angespannt, der Postillion blies, schnell mußte Rückert in den Wagen steigen, der nun fortrollte.“¹³¹

Dieser an Eichendorff erinnernde Ausgang der Anekdote hat staffagehafte Züge, was durch den formelhaften, textsortengerechten Schluß noch bestätigt wird:

¹²⁸ Vgl. NDB, Bd. 1, Berlin 1953, S. 434f.

¹²⁹ Berthold Auerbach, Zur guten Stunde. Gesammelte Volkserzählungen, Bd. 2, Stuttgart 1872, S. 441-444.

¹³⁰ Ebenda, S. 442.

¹³¹ Ebenda, S. 444.

„Noch als ich Rückert im Winter 1861 in Neuseß besuchte, wiederholte er, daß ihm noch nie in seinem Leben ein dichterisch schöneres Ereignis begegnet sei, als jenes, da er, plötzlich in ein fremdes Haus verzaubert, von einer edlen Sängerin seine eigenen Lieder singen hörte.“¹³²

Auerbachs Anekdote hat aber auch noch eine andere, historische Dimension. In einem die Anekdotenform übergreifenden Prolog stellt Auerbach seine Reminiszenz an Rückert in den aktuellen politischen Zusammenhang des Kriegsjahres 1866 und beschwört die Gefahr der Spaltung der deutschen Literaturlandschaft herauf.

„Denn der ganze Bestand unseres deutschen Lebens und seines Ausdruckes in der Dichtung schwebt seit Beginn dieses Jahres in Frage. Der Dichter der ‚Geharnischten Sonette‘ ist dahingegangen, und jetzt, da zum ersten Mal der Rasen auf seinem Grab grünt, stehen Deutsche gegen Deutsche gewaffnet und in jedem vaterländischen Herzen zittert die Frage: wird es künftighin noch etwas Gemeinsames geben für alle Deutsche, wird man von einem deutschen Dichter sprechen dürfen, ohne hinzufügen zu müssen, ob er von diesseits oder jenseits der Mainlinie?“¹³³

Auerbach beherrscht die verbale Klaviatur des nationalen Liberalismus und schickt seiner Rückert-Anekdote Schlagwörter wie „deutsche[s] Volksthum“, „Geschlecht auf deutscher Erde“, „Vaterland“, „Bruderliebe“ und „Einheit“, sämtlich nationale Hochwertwörter, voraus.¹³⁴

Auffällig ist, daß sich vorzugsweise national und liberal denkende Juden um Rückert scharten, Männer wie Moritz Lazarus, Leopold Stein und eben auch Berthold Auerbach, Anhänger des halbbrechten Flügels in der Frankfurter Paulskirche, später Vertreter eines kleindeutschen, bismarckfrommen Patriotismus.¹³⁵

Auch in späteren Jahren haben Rückert und Auerbach Verbindung gehalten. Rückert kommentierte Auerbachs größten Bucherfolg, den Roman „Barfüße“, in welchem das Schwarzwälder Aschenputtel Amrei zur Frau des wohlhabenden Allgäuer Bauernsohnes Johannes emporsteigt, in einem Epigramm und stellt dabei Amrei neben Goethes Dorothea:

„Im Barfüßele wächst ein Bild von Größe des Weibes,
Dem dein Adel allein, o Dorothea, gebricht.“¹³⁶

Rückert war aber nicht blind für Auerbachs Schwächen, wie ein anderes Epigramm belegt:

„Gotthelf hat grellfarbig für bäurische Schweizer den Bauer,
Auerbach für den Salon ländliches künstlich gemalt.
Selber Salontyroler ja tauft man ihn [...]“¹³⁷

¹³² Ebenda.

¹³³ Ebenda.

¹³⁴ Ebenda.

¹³⁵ Siehe Lazarus, Lebenserinnerungen, S. 325 (Bismarck – „Dieser größte Mann unserer Zeit [...]“), Steins Gedenkrede auf Rückert (1866) und Auerbachs Roman „Waldfried. Eine vaterländische Familiengeschichte“ (1874).

¹³⁶ Unveröffentlichte Gedichte, S. 37 (Nr. 138). Datiert 1852-54.

¹³⁷ Ebenda, S. 38 (Nr. 139). Datiert 1864.

In einem längeren Brief vom 6. Januar 1862 geht Rückert ausführlich auf Auerbachs Erzählung „Edelweiß“ ein und unterzieht sie einer eingehenden erzähltechnischen Kritik, die er am Ende so relativiert: „Und so laßen auch Sie sich dadurch nicht in Ihrer Schöpfungskraft stören, von der ich noch gar viel herrliches erwarte.“¹³⁸

Um die Jahreswende 1864/65 übersandte der in rabbinisch-theologischen Studien vorgebildete Dichter und Kritiker Seligman Heller an Rückert ein prächtig gebundenes Exemplar seines Epos „Die Wanderungen des Ahasver“, ein kolossales Werk von 15.000 Versen, das den Gang des ewigen Juden durch die Geschichte der Menschheit aus humanistischer Sicht behandelt.¹³⁹ „Sie haben den großen Gegenstand groß behandelt“, antwortet Rückert dem jungen Dichter in einem Brief vom 7. März 1865 und gibt ihm detaillierte metrische Ratschläge.¹⁴⁰ Einige Monate später tröstet der – sonst aufdringlichen Briefschreibern gegenüber meist recht abweisende – Dichtergelehrte den enttäuschten Autor, der die mangelnde Resonanz auf sein Werk beklagte: Zu Ihrer Ermuthigung kann ich Ihnen von mir selbst sagen, daß meine Weisheit des Brahmanen, die jetzt einen ganz leidlichen, wenn auch stillen und nicht besonders glänzenden Erfolg hat, im Anfang gar viel Jahre ganz unerkant geblieben war. Ihrem Ahasverus wünsche und prophezeie ich ein ähnliches [...]“¹⁴¹ Als Heller im Jahre 1866 eine nach Rückerts Hinweisen überarbeitete Fassung an „den Altmeister deutscher Dichtkunst, den hohen, vatergleichen Herrn und Gönner Friedrich Rückert“ sandte,¹⁴² weilte der Dichter nicht mehr unter den Lebenden.

Die durchaus positiven Beziehungen, die Rückert zu jüdischen Dichtern und Gelehrten pflegte, belegen immerhin, daß es für beide Seiten seit den dreißiger Jahren keine Barrieren mehr gab. Es sei zugestanden, daß Rückert nur mit jenem Teil des deutschen Judentums Umgang hatte, der bestrebt war, sich der deutschen Kultur zu assimilieren, sich den Herrschaftsstrukturen der nichtjüdischen Gesellschaft fast bedingungslos einzupassen und sich willig auch nationalen Stereotypen in Sprache und Denken hinzugeben. Nicht Börne und Heine, sondern Lazarus und Auerbach waren Rückerts Gesprächspartner, denn sie teilten im wesentlichen seine politischen und ästhetischen Wertvorstellungen. Mit Leopold Stein, dem sich Rückert im Vormärz zuwandte, und mit Seligmann Heller, den er 25 Jahre später – in der Periode der Einigungskriege – ermunterte, wurde der Dichter auch zum Förderer junger, aufstrebender Talente. Aus den Jahren zwischen 1855 und 1858 stammt ein Epigramm Rückerts, das seine Haltung zum Judentum auf kleinstem Raum zusammenfaßt:

„Wenn ich wäre von Juda's Geschlecht, ich würde mich meines
Ältesten Adels der Welt rühmen vor Gott und der Welt.
Nein, wenn ich wäre von Juda's Geschlecht, ich würde mich

¹³⁸ BB II, S. 1333-1335.

¹³⁹ Wien 1865.

¹⁴⁰ BB II, S. 1428f.

¹⁴¹ BB II, S. 1442.

¹⁴² Zit. nach: Alfred Klar, Friedrich Rückert und Seligmann Heller, in: Vossische Zeitung, Sonntagsbeilage Nr. 33 (1911), S. 262. Die zweite Fassung erschien bei Otto Wigand in Leipzig. NDB (Bd. 8, Berlin 1969, S. 480) nennt nur diese erweiterte Ausgabe des Epos. Zur literaturhistorischen Einordnung des Werkes von S. Heller vgl. Werner Zirus, Ahasverus. Der ewige Jude, Berlin und Leipzig 1930, S. 11 und 21.

Ältesten Adels der Welt schämen vor Gott und der Welt.“¹⁴³

Wie ist diese Ambivalenz zu erklären?

Als Christ, Kenner des Hebräischen und begabter Übersetzer ging Rückert mit Begeisterung an die Übertragung der Psalmen¹⁴⁴ und der Propheten des Alten Testaments¹⁴⁵ heran. Wir besitzen von Rückert als seltenes Zeugnis künstlerisch bedeutsamer Prosa den Text seiner Vorlesung von 1836/37 zu den kleinen Propheten. Dort heißt es: „Das hebräische Prophetentum ragt über alle ähnlichen Institute der alten Welt empor, wie Jehova selbst über die Götter der Griechen [...] Kein politischer Mann also eines anderen Volkes des Alterthums kann in seiner Einsicht so hoch und so sicher stehen, wie der ächte hebräische Prophet [...].“¹⁴⁶ Besonders verweist Rückert auf das Dichtertum der Propheten und schließt mit dem Ausblick: „Auf den Trümmern ihres Vaterlandes profezeyen sie die glänzendste Zukunft, wo der Dienst ihres Gottes Jehova über alle Völker verbreitet seyn, und das neue Zion höher als alle Berge der Welt ragen wird. Und das alles ist eingetroffen, was sie zwar klar gesagt, doch in seiner höchsten Bedeutung zum Theil selbst nur geahnt [...]“.¹⁴⁷ Einer seiner wenigen Hörer, der Erlanger Theologe August Ebrard, nannte Rückerts Vorlesung „ein herrliches Kolleg“ und erinnert sich „Diese Vorlesungen zu hören, war einer der höchsten und fruchtbarsten geistigen Genüsse, die ich in meinem Leben gehabt habe.“¹⁴⁸

In seiner Psalmenvorlesung von 1826/27 rühmt Rückert das „ganze Psalmenbuch als ein göttliches Wunder“ und bezeichnet die hebräische Poesie als „das ewige Organ“ für die poetische Darstellung des göttlichen Prinzips in der Welt.“ Noch ganz in romantischen Denk- und Sprachformen befangen schließt er: „Die klassische [Literatur] ist die profane, die hebräische die heilige Weltpoesie.“¹⁴⁹ Es ist derselbe Rückert, der einige Jahre später verächtlich vom „Schutt“ der hebräischen Poesie schreibt und hinter ihrem „mangelhaft[en] Gehalt“ die „nationale Schadhaftheit und Beschränktheit“ des Judentums zu erkennen glaubt.¹⁵⁰ Freilich bezieht sich dieses Urteil zunächst auf die neuhebräischen Dichtungen nach der Zeitenwende. Dahinter scheint aber eine Ambivalenz der Bewertung auf, die Rückerts persönliches Credo übersteigt: Es ist der Gegensatz von Talmud und Bibel, der Hochschätzung der letzteren und der Abwertung des ersteren. Was sich bei Rückert manifestiert, hat eine lange christlich-theologische Tradition und setzt sich bald

¹⁴³ Unveröffentlichte Gedichte, S. 87 (Nr. 462). Datiert 1855 oder 1857/58.

¹⁴⁴ Als Rückert in der Mitte der dreißiger Jahre noch an dieser Übertragung arbeitete, widmete ihm der akademisch gebildete Rabbiner Michael Sachs aus Berlin (vgl. ADB, Bd. 30, Leipzig 1890, S. 131-133) eine eigene Psalmen-Übersetzung. Rückerts Reaktion: „Wären dafür nur die Psalmen flott! Aber ein Herr Sachs in Berlin ist mir zuvorgekommen, mich um die unterthänige Erlaubniß zu bitten, mir eine im Stil meiner Profeten verfaßte Psalmenübersetzung zueignen zu dürfen. Ich konnte ihm nicht abschlagen, u(nd) muß nun wenigstens warten.“ (Brief an Salomon Hirzel vom 11. März 1835).

¹⁴⁵ Siehe Hartmut Bobzin, Friedrich Rückert und die Propheten des Alten Testaments, in: Fischer/Gömmel, Dichter und Sprachgelehrter, S. 47-63.

¹⁴⁶ Bobzin, Propheten, S. 55 und 57.

¹⁴⁷ Ebenda, S. 60.

¹⁴⁸ Zit. nach: Hartmut Bobzin, Friedrich Rückert (1788-1866): Ein vergessener Alttestamentler und Hebraist, in: Zeitschrift für die alttestamentliche Wissenschaft Bd.101 (1989), H. 2, S. 183.

¹⁴⁹ Ebenda, S. 179.

¹⁵⁰ Vgl. S. 25 dieser Arbeit.

nach Rückerts Tod in säkularisierten Formen fort, als die katholische Antitalmud-Literatur zu einer der Hauptstützen des politischen Antisemitismus der Wilhelminischen Ära wird.¹⁵¹

Rückerts Verdikt der neuhebräischen Poesie findet ihre Entsprechung in seiner Abwertung der hebräischen Sprache, die „im Vergleich mit dem Arabischen gesunken und ausgeartet zu nennen ist.“¹⁵²

Hinter Rückerts ambivalentem Gesamturteil über das Judentum stehen aber nicht nur der christliche Antisemitismus und eine Denkschule der zeitgenössischen Orientalistik, sondern auch die gespaltene Moral des aufstrebenden bürgerlichen Liberalismus. Nach innen konstitutionell-demokratisch, nach außen nationalistisch, steht Rückert für eine politische Haltung, die sich am auffälligsten in der großen Polendebatte der Frankfurter Paulskirche artikuliert: Das Behauptungsrecht des deutschen Volkes rangiert weit vor den Interessen anderer Nationalitäten, seien es Polen, Tschechen, Dänen oder auch Juden, die man als Nation verstand.

„Somnambulen oder Polen [...] mir können sie werden gestohlen“ reimte der Dichter und spottete über die slawische Literatur:

„Was mir an ihnen gefällt, den slawischen Dichtern im Goldschnitt?
Ei ja, der Goldschnitt ists, was mir an ihnen gefällt.“¹⁵³

Dabei hatte doch gerade Rückert die Einheit der Weltpoesie „in allen ihren Zungen“ gepriesen.

Rückerts politisches Denken ist stark geprägt von der Abwehrstellung gegen vermeintliche Feinde. Polen und Dänen, die russische Autokratie und der deutsche politische Katholizismus sind seine Gegner. Wer sich so von feindlichen Gewalten umstellt sah, der konnte auch das deutsche Judentum als Ganzheit, als soziale und religiöse Sondergruppe, für bedrohlich halten. Diese Erwartungshaltung schloß jedoch gute persönliche Beziehungen mit einzelnen Individuen dieser Bedrohungsgrößen nicht aus. Mehr als einmal mußte die Familie Rückert zugeben, mit Russen, Katholiken und Juden auf gutem Fuße zu stehen, so daß sich ein abstraktes Bedrohungspotential in der persönlichen Begegnung als Chimäre erwiesen hatte.¹⁵⁴

Rückerts ambivalentes Urteil über das Judentum und sein in sich unorganisches Judenbild wurzeln letztlich in seiner kleinbürgerlichen Denk- und Gefühlsstruktur. Bürgerliche Emanzipationsansprüche, die als liberale Ideale auch für andere gesellschaftliche Gruppen in Anspruch genommen werden, kollidieren mit diffusen Bedrohungsängsten,

¹⁵¹ Siehe Hermann Greive, *Geschichte des modernen Antisemitismus in Deutschland*, Darmstadt 1963, S. 67f.

¹⁵² Hartmut Bobzin, *Über Friedrich Rückerts arabistischen Nachlaß*, in: *Asien, Afrika, Lateinamerika. Sonderheft 2: Orientalische Philologie und arabische Linguistik*, Berlin (Ost) 1990, S.29.

¹⁵³ Vgl. zur Darstellung der slawischen Völker und zu Rückerts politischen Grundüberzeugungen die Dissertation des Autors: *Das Slawenbild Friedrich und Heinrich Rückerts. Ein Beitrag zum Wandel des politischen Selbstverständnisses im deutschen Bürgertum des 19. Jahrhunderts*, Schweinfurt 1974 (= Rückert-Studien III).

¹⁵⁴ So schrieb Rückert im Juli 1855, während des Krim-Krieges, an Felix Dahn: „Jetzt eben haben wir keinen Besuch, außer einer -es ist seltsam-jungen Russin, mit der meine älteste Tochter letzten Winter in Weimar einen Freundschaftbund schloß . . .“ (zit. nach: Uhrig, *Slawenbild* S. III).

oft bezogen auf eben diejenigen Gruppen, die man emanzipieren möchte. Nicht zu tilgen ist die Erinnerung an das pauperisierte fränkische Landjudentum, dessen desolate Situation unter christlichem wie säkularisiert-liberalem Aspekt nur als „schändlich“ bewertet werden kann. Ebenso schändlich aber ist für den verunsicherten Kleinbürger die Existenz eines modernen jüdischen Sozialisationstypus, des „Zeitungs-“ und des „Börsenjuden“, der die liberalen Werte des Bildungsbürgers zu mißbrauchen scheint.

Räsonieren und Resignieren bestimmen als charakteristische Haltungen die Lyrik Rückerts in der Restaurationszeit und darüber hinaus bei aller Verschiedenheit der Themen und Sprachstile. Der kosmopolitische Anspruch, den der Dichtergelehrte mit seiner Konzeption von Weltliteratur erhebt und am augenfälligsten in seinen Übertragungen aus verschiedensten Sprachen einzulösen versucht, wird zurückgenommen, wenn vermeintliche oder tatsächliche Bedrohungspotentiale, resultierend aus technischen, sozialen und kulturellen Umbrüchen sowie aus nationalen Konflikten, geortet sind. So läßt sich bei Rückert neben dem ethnischen auch ein religiös-metaphysisches und ein technisch-soziales Bedrohungssyndrom (Maschine, Fabrik, Chemie als bezeichnende Stichwörter) nachweisen.¹⁵⁵

Alles in allem gibt Rückerts Judenbild den Teilaspekt eines umfassenderen Prozesses wider. Es ist Ausdruck der Befindlichkeitskrise, sogar der Leidensgeschichte eines deutschen Dichtergelehrten in der Zeitspanne zwischen den deutschen Befreiungs- und den deutschen Einigungskriegen, vielleicht repräsentativ für einen nicht unerheblichen Teil des liberalen Bildungsbürgertums.

Von Lessing über Goethe zu Gustav Freytag, von der Spätaufklärung bis zum Poetischen Realismus, verdüsterte sich das Judenbild der „Hochliteratur“ innerhalb von 75 Jahren, während sich im gleichen Zeitraum die soziale, kulturelle und politische Situation des deutschen Judentums zum Positiven hin vollzog.

Rückert hat von Jugend an den Aufbruch des deutschen Judentums aus dem Ghetto hin zum Hörsaal, zu Kontor und Börse miterlebt. Wie der Dichtergelehrte diese Entwicklung kommentierte, entzieht sich am Ende der Etikettierung durch ebenso enge wie vage Begriffe wie Antisemitismus und Antijudaismus. Als verbindendes Element aber ist Rückerts Judenbildern eine Abwehr- und Abwertungshaltung gemeinsam, die der Weisheit eines Brahmanen allerdings weniger gut ansteht. So bleibt am Ende nur die Möglichkeit, mit den Worten des Dichters Kritik zu üben:

„Brahmane, schäme dich, daß du zurückgeglitten
Auf Wege, die mit Glück du hattest überschritten.
Neu wuchern lässest du Empfindung ungebunden,
Für die das feste Maß der Weisheit war gefunden.
Willst du der Thorenwelt nicht Weisheit bringen wieder,
So bring ihr wenigstens auch keine Thorenlieder!“¹⁵⁶

¹⁵⁵ Eine schier unerschöpfliche Fundgrube bietet in diesem Zusammenhang Richard Dove, der verdienstvolle Herausgeber von: „Jetzt am Ende der Zeiten.“ Unveröffentlichte Gedichte, Frankfurt a. M. 1988, Man vergleiche aber auch Rückerts lyrische Sammlung „Haus und Jahr“ in der authentischen Fassung (GGE V/VI) und die Deutung des Autors (vgl. Anm. 124).

¹⁵⁶ GGE VI, S. 412.

Anhang

1. Otto Lyon: Rezension zu Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Theil. Für die unteren und mittleren Klassen. Paderborn 10. vermehrte und verbesserte Aufl. 1895 [in: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 9 (1895), S. 157-161].

[S. 157] Eine der schwierigsten und wichtigsten Fragen für den gesamten Unterricht ist die Lesebuchfrage. [...] Wer [S. 158] ein Lesebuch herausgibt, hat eine dreifache Aufgabe zu lösen: eine pädagogische, eine ästhetische und eine philologische. [...] [S. 159]. Wenn wir nun ein Grundgesetz für die Auswahl aufstellen sollen, so kann es nur sein: das Kind soll sich an den größten, gewaltigsten und erhabensten Mustern bilden, die wir besitzen; alles Kleinliche, Dürftige, Armselige, Nüchterne, Platte ist demnach aus einem Lesebuche mit größter Strenge auszuschließen. [...] [S. 160] Um so verwunderlicher ist die Änderung, die der Herausgeber in Rückerts Gedicht: „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ vorgenommen hat. Hier ist die prächtige Schilderung Rückerts:

„Aber wie es Abend ward,
Ging der Jude durch den Wald
Mit großem Sack und großem Bart,“

in der man die Geldgier in gestaltungskräftiger Weise in der in unserer Volksanschauung so lebendigen Person eines alten langbärtigen Juden mit dem Sack auf dem Rücken verkörpert sieht, in folgender Weise abgeändert:

„Aber wie es Abend ward,
Ging ein Kaufmann durch den Wald
Und wie er's Bäumlein gewahrt u.s.w.“

Das ist doch so poesielos, platt und nüchtern als möglich. Schon Hiecke hat sich in seinen „Gesammelten Aufsätzen zur deutschen Literatur“, Hann. 1864, S. 48 entschieden für Beibehaltung des „Juden“ ausgesprochen und sogar bezweifelt, daß jüdische Schüler dadurch verletzt und den Blicken ihrer Mitschüler ausgesetzt würden. In der That kann ein geschickter Lehrer hier sehr viel dazu beitragen, daß jeder Anstoß vermieden wird, wenn er auch hier, wie oben bei der Stiefmutter (der Rezensent bezieht sich auf Grimms Märchen von der Frau Holle; der Hrsg.), die Kinder von vornherein dazu anhält, poetische Gestalten nicht zu verallgemeinern. Jedenfalls mußte der Herausgeber das Gedicht weglassen, wenn er den Juden nicht beibehalten wollte, durfte aber nicht zu einer so grausamen Verstümmelung schreiten. Ich halte es für ganz und gar unbedenklich, den ursprünglichen Text beizubehalten, ich habe das Gedicht unzählige Male im Beisein jüdischer Schüler lesen und deklamieren lassen, ohne daß es diese irgendwie verletzt hätte. Höchstens beim ersten Lesen geht ein Zucken durch die Klasse wie ein leises inneres Auflachen, mit Seitenblicken auf die jüdischen Mitschüler, aber das ist bei richtiger Erklärung in der Folgezeit ausgeschlossen.

Otto Lyon: Rezension zu Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Theil [...] Für untere Klassen höherer Lehranstalten [...] Zweiter Theil. Für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten einschließlich Sekunda, Paderborn 10. bzw. B. verbesserte Aufl. 1894 [in: Zeitschrift für den deutschen Unterricht 9 (1895), S. 161-163].

[S. 162] Im übrigen ist das Lesebuch von Linnig herzhaft und kräftig und bietet eine gesunde Kost für unsere Jugend. Auch der „Jude“ bei [S. 163] Rückert ist ruhig stehen ge-

blieben, mit einer vorbeugenden Anmerkung: „Jude steht hier allgemein für hausierenden Handelsmann“.

2. Anonym [„S.“]: Von Rückert bis Eduscho [in: Allgemeine unabhängige jüdische Wochenzeitung, Düsseldorf Nr. 34 (25.11.1966)]

Friedrich Rückert (1788-1866) war ein großer deutscher Dichter und Orientalist, was ihn indessen nicht daran hinderte, mit genau den gleichen antijüdischen Vorurteilen behaftet zu sein wie viele seiner Zeitgenossen. Seine abfällige Meinung über die Juden schlug sich in seinem bekannten Gedicht „Vom Bäumlein, das andere Blätter hat gewollt“ nieder, in dem von einem Bäumlein die Rede ist, das aufwachte und goldene Blätter hatte. Die vierte Strophe lautet: „Aber wie es Abend ward, ging der Jude durch den Wald, mit großem Sack und großem Bart, der sieht die goldnen Blätter bald; er steckt sie ein, geht eilends fort und läßt das leere Bäumlein dort.“

Die Nationalsozialisten befanden, daß diese Reime bestens in ihre antisemitische Propaganda für die Jugend hineinpaßten und erhoben sie zum eisernen Bestandteil ihrer Schulbuchlyrik. Nachzulesen zum Beispiel im „Deutschen Lesebuch für Volksschulen“, 3. und 4. Schuljahr, Verlag von Velhagen & Klasing, 1937, S. 166. Wer bislang glaubte, daß das Rückertsche Gift mit dem Untergang des Dritten Reiches seine Aktualität endlich eingebüßt hätte, muß sich in diesen Tagen eines Schlechteren belehren lassen: Die Bremer Kaffeeirma EDUSCHO hat dem Gedicht zwei Seiten in ihrer neuen bunten Werbeschrift „Märchen und Gedichte für Groß und Klein“ [Redaktion: Dr. Maria Hoffmann-Keining, Zeichnungen: Held, Kellner. Druck: Mohn & Co., Gütersloh] eingeräumt. Der Autor der Verse vom besagten Bäumlein wird zwar verschwiegen, aber um ihre Werbewirkung zu steigern, hat die Redaktion eine Zeichnung des „bösen Juden“ an die Seite gestellt, die durchaus im „Deutschen Lesebuch“ von 1937 ihren Platz hätte finden können, wenn gleich man dem Zeichner zugute halten sollte, daß er seine Idee wahrscheinlich aus neueren Gedanken geschöpft hat.

Ob EDUSCHO-Inhaber Familie Eduard Schopf speziell Rückerts Weisheiten im Sinn hatte, als sie ihrer attraktiven Schrift diese netten Reimchen voranstellte?: „Sie finden Märchen darin wieder aus fernem, schönem Wunderland, doch diesmal auch noch Kinderlieder, die Ihnen allen wohlbekannt. Gedichten, die Sie selbst einst lernten, begegnen Sie – und eine Zeit, aus der wir langsam uns entfernten, wird plötzlich wieder Wirklichkeit. [...]“

„Die Zeit, aus der wir uns entfernten, wird wieder Wirklichkeit“ – bei der Lektüre des „Bäumlein“-Gedichtes an dieser Stelle möchte man das voll und ganz unterschreiben. Daß jedoch alle Leser ihre Freude daran haben – das bezweifeln wir. Jetzt fehlt nur noch, daß die Verantwortlichen von einem „bedauerlichen Versehen“ oder von „Gedankenlosigkeit“ faseln: Wir sehen in diesem unzweideutigen Tatbestand eine böswillige Hetze gegen die Juden und eine weitere Bestätigung des Fortbestehens uralter Vorurteile und Haßgefühle, die von verantwortungslosen und unbelehrbaren Mitbürgern an die nachfolgenden Generationen mit verhängnisvollem Erfolg weitergereicht werden.